

BLICK WECHSEL

Journal für deutsche Kultur und
Geschichte im östlichen Europa

Prager
Tagblatt.
Morgen-Ausgabe.
Stunde 10 hat mit.
Chyrowa

Der Krieg mit Serbien.

91. 356. Heftausgabe. Sommerb. I. Heft 1014.
Cvitec Blatt. Sommerb. I. Heft 1014.
Königsberger Sportliche Zeitung.

Der Weltkrieg.
Zwölf Stunden Frift für Rußland zum Rückzug.

Zeitenwende 1914

Das östliche Europa zwischen Fin de siècle und Weltenbrand

Orte

Das Schachbrett Europas:
Was vor dem Ersten Welt-
krieg in den böhmischen
Bädern gespielt wurde

Menschen

Niederlagen und Siege
im Banat: Wie Richard
Wagner den Ersten Welt-
krieg gewann

Werke

Auf der Suche nach sich
selbst in fremden Texten:
Von der schönen Mühsal
des Übersetzens

Szene

Beharren im Wandel:
Museen in Deutschland
und Polen widmen sich
dem Adel in Schlesien

ZEITENWENDE 1914

Das östliche Europa zwischen Fin de siècle und Weltenbrand

Wie nähert man sich einem Gedenkjahr wie 1914 an? Wie begeht man die hundertste Wiederkehr des Tages, an dem der europäische Großbrand begann und zugleich die Katastrophen des 20. Jahrhunderts ihren Anfang nahmen? Stilles, demütiges Gedenken könnte eine angemessene Würdigung sein – oder sachliche Annäherung an ein schicksalbestimmendes historisches Phänomen.

Im Deutschen Kulturforum östliches Europa werden wir den Blick darauf richten, wo das östliche Mitteleuropa kulturell zu jenem Zeitpunkt stand, als Feuer an die Lunte gelegt wurde. Dadurch versuchen wir das Bewusstsein für die nicht verwirklichten Perspektiven Europas im 20. Jahrhundert zu schärfen. Dass die Herangehensweisen an dieses Datum vielfältig sein können, zeigt die vorliegende zweite Ausgabe des Journals **BLICKWECHSEL**. Sie reichen von kulturgeschichtlichen und literarischen Reflexionen über die Fotografie bis hin zur Darstellung des Kriegsgeschehens oder seiner Folgen. Damit wird das Leitthema dieses Heftes jedoch bestenfalls angeschnitten sein. Das Gedenken an den Ersten Weltkrieg und an seine Folgen wird uns in den kommenden vier bis sechs Jahren unter den verschiedensten Aspekten wiederbegegnen.

Zum ersten **BLICKWECHSEL** haben wir zahlreiche Rückmeldungen bekommen, die in die Konzeption des neuen Heftes eingeflossen sind. Wir haben die Anzahl der Kurzmeldungen erhöht und – neben den bundesgeförderten

Partnern aus dem Bereich deutscher Kultur und Geschichte im östlichen Europa – auch Journalisten, Schriftsteller und Studierende eingeladen, als Gastautoren mitzuarbeiten. Einen Überblick über die Förderlandschaft nach § 96 BVFG der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien soll eine neu entworfene Karte am Ende des Heftes bieten. Sie illustriert nicht nur die inhaltliche Vielfalt, sondern zeigt auch die Verteilung im Bundesgebiet. Überdies werden Sie feststellen, dass kaum eines der hier präsentierten Vorhaben ohne enge Zusammenarbeit mit Partnern in den Ländern des östlichen Europa realisierbar wäre.

Der **BLICKWECHSEL** will einen Eindruck vom Facettenreichtum der Themen rund um deutsche Kultur und Geschichte im östlichen Europa vermitteln – über Ländergrenzen hinweg und über den Kreis von Zeitzeugen und Wissenschaftlern hinaus. Wir möchten Sie damit neugierig auf einen bedeutenden Teil deutscher und deutschsprachiger Kulturgeschichte machen, der vielerorts schon in Vergessenheit geraten ist und mitunter auch bewusst verschwiegen wird. Durch die Beschäftigung mit interessanten Orten, Menschen und Werken kann das viel besser gelingen als durch Absichtserklärungen. In diesem Sinne wünschen wir Ihnen einen anregenden **BLICKWECHSEL**.

Mit herzlichen Grüßen aus Potsdam

Ihr Team des Deutschen Kulturforums östliches Europa

Die Umschlagseiten zeigen Fassadendetails der ehemaligen Mitusov-Privatschule in Riga, Strēlnieku ielā (Schützenstraße) 4a, nach einem Entwurf des baltischen Architekten Michail Eisenstein (1867–1921) aus dem Jahr 1905. Fotos: www.dreamstime.com, © Jorisovo und Nikonaft

Die Bilder auf der linken Seite sowie auf Seite 55 oben sind Teil der Wanderausstellung »Musen an die Front!« des Adalbert-Stifter-Vereins in München und wurden der zweibändigen Begleitpublikation entnommen. Wir danken dem Adalbert Stifter Verein für die Abdruckgenehmigung. Mehr zur Ausstellung und zum Katalog erfahren Sie auf Seite 54.

① Roda Roda und der Schlachtenmaler Karl Hollitzer vor ihrem Quartier in Dukla. Österreichische Nationalbibliothek Wien, Porträt-sammlung

② »Wenn doch endlich die Zeitung käme, daß man ungefähr wüßte, wo die neue Schlacht tobt!« Kriegsberichterstatte im Felde, Karikatur von C. O. Petersen, *Simplicissimus*, Jg. XIX, Nr. 39 (29.12.1914), S. 512

③ *Kinematografen im Felde*, Heeresgeschichtliches Museum Wien

④ *Ausmarsch*, Zeichnung von Brynolf Wennerberg, *Simplicissimus*, Jg. XX, Nr. 51 (23.3.1915), S. 512

⑤ *Trampeltier Krieg*, Postkarte, Bayerisches Hauptstaatsarchiv/Kriegsarchiv München



12



50



30

Orte

DÜNNES EIS

Vorbereitungen zum Ersten Weltkrieg in den böhmischen Bädern Marienbad und Karlsbad

Von Roswitha Schieb 6

WIEDERAUFBAU UND NEUERFINDUNG

Ostpreußen nach den Zerstörungen des Ersten Weltkriegs

Von Beate Störtkuhl 9

»PO NASZEMU« – »AUF UNSERE ART«

Mit dem Deutschen Kulturforum östliches Europa unterwegs im Teschener Schlesien

Von Clemens Günther 12

DER KLANG EINER METROPOLE

Ein Gespräch mit Kristina Forbat über ihre Zeit als Stadtschreiberin in Kaschau/Košice

Interview: Vera Schneider 14

RIGA

Vom Livendorf zur Kulturhauptstadt Europas

Von Detlef Henning 16

JENSEITS VON VERDUN

Die Ausstellung »August14« in Ellingen/Bayern thematisiert den Ersten Weltkrieg in Ostpreußen

Von Wolfgang Freyberg 18

DEUTSCHE SPUREN ENTLANG DER DONAU • HERMANNSTADT/SIBIU PER APP ERKUNDEN

Eine Website und eine Smartphone-App gehen neue Wege bei der Vermittlung von Kulturgeschichte

Von Christian Glass und Ariane Afsari 19

Menschen

WIE ICH DEN ERSTEN WELTKRIEG GEWANN

Um in der Weltgeschichte weiterzukommen, mussten die Banater Schwaben auf Niederlage setzen

Von Richard Wagner 20

»BITTE RECHT FREUNDLICH, IHRE HOHEIT!«

Erzherzog Franz Ferdinands Hoffotograf Rudolf Bruner-Dvořák (1864–1921)

Von Wolfgang Schwarz und Pavel Scheufler 22

HOF, KIRCHE, NACHBARSCHAFT

Ländliche Kindheitserfahrungen bei den Ungarndeutschen

Von Henrike Hampe 26

IRGENDWIE WAR IMMER GEGENWIND

Mit dem Schlesier Dieter Hildebrandt hat Deutschland einen unermüdlichen Aufklärer verloren

Von Albert Tyrell 27

PORTRÄT EINES BRÜCKENBAUERS

Professor Marek Hałub bringt seinen Studenten die Geschichte Schlesiens nahe

Von Nicola Remig 28

»MEIN LIEBER SOHN UND KAMERAD«

Personalisierte Geschichte im Pommerschen Landesmuseum

Von Heiko Wartenberg 30

SCHAUFENSTER ENKELGENERATION

Ein Filmprojekt des Goethe-Instituts über deutschsprachige Jugendliche aus dem östlichen Europa

Von Susan Zerwinsky 32

BOTSCHAFTER ZWISCHEN DEN KULTUREN • AUF DEM KAMPFPLATZ IHRER ZEIT

Zum 100. Geburtstag von Oskar Jan Tauschinski und zum 100. Todestag Bertha von Suttners

Von Leo Schwarz 33



Werke

BEDRÄNGNIS UND BEFREIUNG

Der Erste Weltkrieg in Ostpreußen.
Objekte erzählen Geschichte

Von Jörn Barfod und Andreas Kossert 34

FLASCHENPOST AUS GAKOWA

Die erschütternde Geschichte eines Exponats aus dem
Donauschwäbischen Zentralmuseum

Von Christian Glass 37

DER ERSTE WELTKRIEG AUF PAPIER

Eine Ausstellung im Kunstforum Ostdeutsche
Galerie in Regensburg

Von Agnes Matthias 38

EIN VERSCHÜTTETES TALENT

Die Wiederentdeckung des siebenbürgischen
Künstlers Michael Barner (1881–1961)

Von Irmgard Sedler 40

BESCHIEDENE EITELKEIT

Von der schönen Mühsal des Übersetzens aus
osteuropäischen Sprachen

Von Georg Aescht 42

EICHENDORFF IN SCHLESILIEN • WILHELM MÜLLER IN BÖHMEN

Denkmäler in Polen und Tschechien ehren zwei
deutschsprachige Literaten

Von Edyta Gorzqd und Egbert Pietsch 44

EIN AUTOR IM SCHATTEN FRANZ KAFKAS • ZEITZEUGEN IM ORIGINALTON

Ausgewählte Werke von Max Brod im Wallstein-Verlag •
»Allenstein – Stadt unserer Jugend«, eine Publikation des Kultur-
zentrums Ostpreußen

Von Vera Schneider und Wolfgang Freyberg 45

Szene

»GRÜSSE AUS DEM GROSSEN KRIEG«

Die »96er-Museen« und die Urkatastrophe des
20. Jahrhunderts

Von Thomas Lindner 46

GESUCHT WIRD: GERHART HAUPTMANN

Wie modernste Erschließungsmethoden an der
Martin-Opitz-Bibliothek die Recherche erleichtern

Von Arkadiusz Danszczyk 48

RANDLAGE ALS CHANCE

Eine internationale Tagung in Czernowitz widmete sich
dem Bildungswesen in der Bukowina

Von Florian Kühner-Wielach 50

BEHARREN IM WANDEL

Museen in Polen und Deutschland befassen sich gemeinsam
mit dem Adel in Schlesien und in der Oberlausitz

Von Markus Bauer 52

MIT FEDER UND PINSEL IN DEN KRIEG • NEUE SICHT AUF DEN DEUTSCHEN ORDEN

Wanderausstellungen und Publikationen des Adalbert-
Stifter-Vereins und des Kulturzentrums Ostpreußen

Von Jozo Džambo und Wolfgang Freyberg 54

DIE VIELZAHL DER PERSPEKTIVEN • REISE DURCH 800 JAHRE GESCHICHTE

Eine Tagung zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs
in Mittel- und Osteuropa • Ein Museumsprojekt in
Aussig/Ústí nad Labem

Von Maria Luft und Ralf Pasch 55

EIN THEMA MIT VIELEN FACETTEN

Institutionen in der Kulturförderung nach
§ 96 Bundesvertriebenengesetz 56

TERMINKALENDER 58

DÜNNES EIS

Vorbereitungen zum Ersten Weltkrieg in den böhmischen Bädern Marienbad und Karlsbad

Kurorte und Krieg – das scheint nicht zusammenzgehören. Allenfalls, dass die Wunden, die der Krieg geschlagen hat, dann in den zu Lazarettstädten umgewandelten Bädern behandelt wurden: »[...] die Menschheit erzeugt Bibeln und Gewehre, [...] macht Klöster zu Kasernen, aber teilt den Kasernen Feldgeistliche zu. Natürlich liefert sie auch den Strolchen mit Blei gefüllte Gummischläuche in die Hand, um den Leib eines Mitmenschen damit krankzuschlagen, und stellt für den einsamen und mißhandelten Leib hinterdrein Daunenbetten bereit«, äußert sich Robert Musil dazu in seinem Roman *Der Mann ohne Eigenschaften*.

Aber wie verhält es sich mit Vorbereitungen zum Krieg in Heilbädern, die ja mit Weltabgeschiedenheit, heilsamer Weltenthobenheit, politikferner Ruhe und mit fragilen Gesundheitszuständen der Gäste in Verbindung gebracht werden? Es gab durchaus Bäder, in denen große Politik betrieben wurde – man denke an die Initialzündung für den deutsch-französischen Krieg, die »Emser Depesche«, die 1870 von Bismarck in Bad Ems lanciert wurde. Das Besondere an Karlsbad/Karlovy Vary, das bereits 1370 von Kaiser



Karl IV. gegründet wurde, und später auch an Marienbad/Mariánské Lázně ist die geradezu magnetische Wirkung, die beide Orte nicht nur auf Berühmtheiten des Geisteslebens, sondern auch auf europäische Machthaber, Staatsoberhäupter und den Hochadel ausübten. Die heute noch beim zahlreichen russischen Kurpublikum lebendigen Besuche Zar Peters des Großen 1711 und 1712, der in Karlsbad auch Politik trieb, stehen ebenso in dieser Tradition wie die berühmt-berüchtigten, da restaurativen Karlsbader Beschlüsse 1819. Im 19. Jahrhundert galt Karlsbad sowohl durch die Versammlung etlicher europäischer Staatsmänner als auch durch das Zusammenströmen verschiedener Stände auf begrenztem Raum als »Schachbrett Europas«, wo sich Geist und Geld, Reaktion und Fortschritt, Militär und Poesie, Macht und Ohnmacht kreuzten. Goethe und Feldmarschall Blücher, Fürst Metternich, der in seinem Schloss Königswart in der Nähe Marienbads residierte, und später Karl Marx, Kaiser Franz Joseph von Österreich, der preußische König Wilhelm I. und Bismarck seien als stellvertretende Akteure dieses Spannungsfeldes genannt.

Eduard VII. am Marienbader Kreuzbrunnen, Gemälde von A. Zapotochny. © Städtisches historisches Museum Bad Homburg



Dieser Humus aus gesellschaftlich-politischen Verflechtungen ermöglichte es im Jahrzehnt vor dem Ersten Weltkrieg europäischen Staatsmännern und Diplomaten, in den böhmischen Bädern zusammenzukommen und sich ihrer Friedensabsichten zu versichern. In der trägen, gepolsterten Kuratmosphäre konnten sie verdrängen, wie dünn das Eis bereits war, auf dem sie sich bewegten.

Europaweite Verwandtschaft

Besonders hervorgehoben sei hier der englische König Edward VII., der als »Sonne von Marienbad« bis zu seinem Tod 1910 viele lange Sommer im Kurort verbrachte. Mit Blick auf das verwirrte Knäuel diplomatischer Beziehungen vor dem Ersten Weltkrieg wird immerhin deutlich, dass Edward VII., der »Onkel Europas«, durchaus als eine integrative Figur aufzufassen ist: Verwandt mit nahezu allen Adelshäusern Europas, war er nicht nur Onkel des deutschen Kaisers Wilhelms II. und des russischen Zaren Nikolaus II., sondern auch Onkel des norwegischen Königs und Schwager des griechischen sowie des dänischen Königs. Trotz der verwandtschaftlichen Beziehungen ließ jedoch das Verhältnis zwischen Edward VII. und seinem deutschen Neffen Wilhelm II. zu wünschen übrig.

Viel besser hatte sich das Verhältnis zwischen England und Österreich entwickelt. Jedes Jahr feierte der englische König den Geburtstag Kaiser Franz Josephs in der katholischen Kirche Marienbads in österreichischer Generalsuniform mit und besuchte den greisen Monarchen mehrfach in Bad Ischl. 1904 kam es zu einem Treffen der beiden Machthaber in Marienbad, dem

zu Ehren eine Silberfichte gepflanzt wurde, die heute noch steht. Im selben Jahr hielt die österreichische Pazifistin Bertha von Suttner Vorträge gegen den Krieg im Marienbader Kurhaus.

Die englische vornehme Gesellschaft folgte König Edward ebenso in die Bäder wie die britischen Parlamentarier – von den Konservativen bis zu den Radikalsten. In dieser Zeit bestanden enge Beziehungen zwischen Marienbad und Karlsbad, die beide als ein einziger großer königlicher Empfangssaal beschrieben werden. Hier traf Edward VII. den französischen Staatsmann Clemenceau und russische Aristokraten, verwandte Mitglieder der griechischen Dynastie und deutsche Prinzen. Neben seinen Kuranwendungen am Marienbader Kreuzbrunnen ließ der englische König, der im Hotel Weimar neben dem Goethe-Haus logierte, die Weltpolitik des British Empire durch Sonderkurier, weltweite Presseberichterstatte und politische Beratungen in den Kurort dringen.

Hatten um 1800 in den böhmischen Bädern deutsche Geistesgrößen wie Goethe und Beethoven den Mittelpunkt gebildet, so taten dies um 1900 die englischen Gäste, die Golf und Bridge spielten und zu denen die Deutschen auf Abstand blieben.

Deutsch-englische Reibereien

Dünnes Eis? Edward VII. bemühte sich, weltweite Bündnisse mit Frankreich – 1904 wurde die *Entente cordiale* unterzeichnet – und Amerika, mit Russland und Japan zu schließen. Bloß Deutschland erreichte er nicht. Der deutsche Flottenehrgeiz und die auftrumpfende deutsche Marokkopolitik um 1905 führten zu Misstrauen

und Feindseligkeiten. Während Wilhelm II. gegen eine angebliche Politik der Einkreisung durch England hetzte, bemühte sich der englische König, der seinem Neffen auf seinen Fahrten nach Marienbad mehrfach einen Besuch abstattete, die Beziehungen zu Deutschland zu verbessern. Aber die Großmannssucht Wilhelms II. verhinderte eine Entente zwischen England und Deutschland. So wurde der prodeutsche britische Kriegsminister Lord Haldane, der in Marienbad auf Goethes Spuren wandelte, regelmäßig dessen Geburtstag beging und sich für ein starkes Bündnis aller Germanen – der Deutschen und der Engländer – aussprach, zwar von Wilhelm II. zu Manövern eingeladen, aber sofort darauf der Spionage verdächtigt.

.....
Eine leicht somnambule Unbesorgtheit hatte lange Zeit die wahren Konflikte verschleiert.
.....

Der deutsche Reichskanzler Fürst von Bülow lehnte ein Treffen mit dem englischen Minister Lloyd George, der in Karlsbad weilte, ab. Unglücklicherweise versäumte Österreich, zwischen den beide Nationen zu vermitteln. »Hätte Kaiser Franz Joseph [...] Herr über seine eigene immer zunehmende Gleichgültigkeit zu werden vermocht, so hätten die Sommer des ersten Dezenniums des zwanzigsten Jahrhunderts einigermaßen zu verbessern vermocht, was die Winter Wilhelms II. verschuldeten, die zu Wintern des Mißvergnügens für die ganze Welt sich ausgestalten sollten«, kommentiert



Goethe-Denkmal vor dem Hotel Weimar am Marienbader Kirchenplatz, Postkarte. © Städtisches historisches Museum Bad Homburg

Sigmund Münz, damals Korrespondent für die Wiener *Neue Freie Presse* und ganz nah am Geschehen.

Festzuhalten ist: Die Freundschaft zwischen Engländern und Deutschen gedieh nicht so recht in den böhmischen Bädern, der deutsch-englische Streit beherrschte die Gespräche und man blieb unter sich. Dagegen näherten sich Engländer und Russen im geselligen Bäderverkehr an, ja, es lässt sich sagen, dass die britisch-russische Entente in den Bädern angebahnt wurde.

Das Eis bricht

1910 starb mit Edward VII. eine europäische Integrationsfigur. Die leicht somnambule Unbesorgtheit in den Bädern hatte lange Zeit die wahren Konflikte verschleiert – unter anderem die ernsthaften Spannungen mit Deutschland und die brodelnden Konfliktherde Österreich-Ungarns. Nun wurden die böhmischen Bäder zum Vorsaal des Weltkriegs. Alle Vertreter der Entente mit England fanden sich hier ein, neben den englischen Staatsmännern Lordadmiral Fisher und Lloyd George die französischen Politiker Clemenceau und Millerand, der russische Außenminister Aleksandr Iswolski, der serbische Premierminister Nikola Pašić, der rumänische Ministerpräsident Ion Brătianu. Auf der gegnerischen Seite standen König Ferdinand von Bulgarien, der osmanische Großwesir Hakki Pascha sowie deutsche und österreichische Militärs. Noch brachten alle gegensätzlichen hochrangigen Parteien »ihre Sommer in den böhmischen Bädern hin, die so etwas wie ein Welttheater der Neutralen schienen, während schon die Schlächter beider Lager hier ihre Messer wetzten. [...] So wurde von zwei Seiten her Gift geträufelt in »Kreuzbrunnen« und »Mühlbrunnen«, als ob es lösendes Karlsbader Sprudelsalz wäre und nicht tödender Saft«, erinnert sich Sigmund Münz. Schließlich trafen am Vorabend des Krieges der deutsche und der österreichisch-ungarische Generalstabschef von Moltke und von



König Eduard VII. von England und Kaiser Franz Joseph, Medaillons auf einer Marienbader Speisekarte. © Städtisches historisches Museum Bad Homburg

Hötzendorf in Karlsbad zu nächtlicher verschwörerischer Kriegsberatung zusammen. Das dünne Eis begann zu brechen. Sigmund Münz bedauerte später aus vollem Herzen, dass der »nichtorganisierte Sommervölkerbund in Karlsbad und Marienbad« nicht dazu getaugt habe, den Krieg abzuwenden.

Daher ist es folgerichtig, wenn Johannes Urzidil in seiner postum erschienenen Erzählung *Die letzte Tombola* Karlsbad zum Schauplatz des Kriegsausbruchs 1914 wählt. Er schildert eine Szene, in der Kriegslüsternheit und süßliche Bäderbequemlichkeit verquickt sind:

»Der Offizier stieß seinen Kopf raubvogelartig gegen das Telegramm und las nun laut, damit alle es hören sollten: KRIEG ERKLÄRT! Aber zu diesen beiden Kanonenschlägen summt seine Begleiterin weiter, wiegte sich weiter, und ihr makabrer Duft warf weiter seine Schleier aus. Und dann bombte der Offizier noch drei weitere Worte: GOTT SEI DANK! Und auch zu diesen summt die Frau und wiegte sich. Klirrend und mit der Linken an der Goldquaste seines Säbels fingernd, zog er die Summende hinter sich davon. Zwar war seine Uniform österreichisch, aber seine grinsende Grimasse kannte ich aus den illustrierten Zeitungen aller Länder. Krieg erklärt! Gott sei Dank! Und dazu das Gesumme und Gewiege der Frau, die im Fortgehen erst ihr Gesicht mir zuwandte, das ewig Gestrige, das ewig Morgige, das Überzeitliche und Überräumliche.«

Roswitha Schieb

Roswitha Schieb, geboren 1962, studierte Germanistik und Kunstwissenschaft in Köln und Berlin. Sie veröffentlichte neben Theaterbüchern über Peter Stein kulturgeschichtliche Titel über Schlesien, etwa den *Literarischen Reiseführer Breslau* und *Jeder zweite Berliner. Schlesische Spuren an der Spree*, beide in der *Potsdamer Bibliothek* des Deutschen Kulturforums östliches Europa (→ S. 56/57). Dort ist auch ihr »Literarischer Reiseführer Böhmisches Bäderdreieck« in Vorbereitung. Roswitha Schieb lebt in Borgsdorf bei Berlin.

WIEDERAUFBAU UND NEUERFINDUNG

Ostpreußen nach den Zerstörungen des Ersten Weltkriegs

»Der Wiederaufbau Ostpreußens beschäftigt alle Deutschen. Zwei Triebkräfte sind dabei lebendig: vaterländische Opferfreudigkeit und der Wunsch, architektonisch etwas Musterhaftes zu leisten.«

Hermann Muthesius, 1915

Bereits in seinen ersten Wochen forderten die Kampfhandlungen des Ersten Weltkriegs nicht nur menschliche Opfer, sondern führten auch zu großen Verlusten an Bausubstanz und Kunstdenkmälern.

Deutsche Truppen richteten in Belgien und Nordfrankreich gewaltige Zerstörungen an und machten die im russischen Teilungsgebiet Polens gelegene Stadt Kalisch/Kalisz fast dem Erdboden gleich. Am 1. August begann die russische Offensive in Ostpreußen, die über zwanzig Kleinstädte sowie ländliche Gemeinden im Osten und Süden der Provinz verwüstete. Teile der Infrastruktur und über 33 000 Bauten waren zerstört oder schwer beschädigt, ein Drittel davon waren Wohngebäude. Zwar konnten die russischen Truppen schon Ende August 1914 in der Schlacht von Tannenberg weitgehend zurückgedrängt werden – ein

militärischer Erfolg, der Paul von Hindenburg zum Kriegshelden machte. Die Kriegsbegeisterung in Deutschland hatte jedoch einen deutlichen Dämpfer bekommen.

Der Wiederaufbau als nationale Aufgabe

So war es nicht nur die Not der Bevölkerung in der wirtschaftlich ohnehin schwach entwickelten Region, die die Regierung zum raschen Handeln zwang, sondern vor allem auch das Bestreben, dem In- und Ausland die ungebrochene Macht des Deutschen Reichs zu demonstrieren. Der Wiederaufbau Ostpreußens wurde zur nationalen Aufgabe, die von der Ende September 1914 auf kaiserlichen Erlass gegründeten Kriegshilfskommission für die Provinz Ostpreußen koordiniert wurde. Aus allen Landesteilen, aus Österreich und selbst von Deutschen in den USA kam zudem zivilgesellschaftliche Unterstützung: Im Rahmen der sogenannten Ostpreußenhilfe übernahmen mehr als sechzig Vereine Patenschaften für einzelne ostpreußische Kreise und Orte.

»...Ostpreußen schöner und besser aufzubauen«

Die Effizienz, mit der der Wiederaufbau ungeachtet der wachsenden ökonomischen Schwierigkeiten während des gesamten Kriegsverlaufs und über die Inflationszeit hinweg bis 1924 realisiert wurde, ist bemerkenswert. Ausschlaggebend dafür war neben der finanziellen Förderung das Engagement starker Interessenverbände, die das Projekt von Anfang an zu ihrer Sache machten. Die personell eng verflochtenen Reformbewegungen der Vorkriegsjahre, der Deutsche Bund Heimatschutz und der Deutsche Werkbund, sahen hier die Chance, ihre städtebaulichen und architektonischen Ideen großflächig zu verwirklichen: eine Korrektur der historistischen »Stilmaskeraden« der Gründerzeit, die aus Sicht der Reformen zu disparaten und ästhetisch unbefriedigenden Städtebildern geführt hatten. Beim Wiederaufbau in Ostpreußen sollte es daher keineswegs um die Wiederherstellung des Vorkriegszustandes einzelner Bauten, sondern um eine komplexe Neugestaltung der kleinstädtischen Bauensembles gehen.

Ankündigung von Georg Steinmetz' *Grundlagen zum Wiederaufbau Ostpreussens* in der Zeitschrift *Der Baumeister* (Jahrgang 1916, Heft 6)





▲ ▲ Soldau, Sparkassengebäude an der Kirchstraße im historistischen Stil des späten 19. Jahrhunderts (aus Erich Göttgen: *Der Wiederaufbau Ostpreußens*, Königsberg 1928)

▲ Soldau, neugestaltetes Sparkassengebäude nach dem Wiederaufbau (Quelle: Göttgen 1928)

Eine Voraussetzung dafür waren Regulierungsmaßnahmen wie die Vereinheitlichung von Baufluchtlinien und Gebäudehöhen; teilweise wurden auch Grundstücksregulierungen vorgenommen. Vor allem aber sollte die formale Gestaltung der Bauten von schnörkelloser »Sachlichkeit« geleitet sein. Als Vorbild propagierten Wortführer der Reformbewegung wie Paul Schultze-Naumburg die klassizistisch-biedermeierliche Baukunst, die als Stil der Goethezeit eine nationale Aufladung erhielt. So empfahl Werner Lindner als Geschäftsführer des Deutschen Bundes Heimatschutz auch für den Wiederaufbau eine Orientierung an den »kleinbürgerlichen Putzbauten aus der Zeit [...] um 1800«, weil diese vor den Bausünden des späteren 19. Jahrhunderts »das Wesen der Ortschaften in Ostpreußen« geprägt hätten.



»Heimatkunst« und Typisierung

In der Verflechtung von regionaler und nationaler Bautradition galt der Stil »um 1800« als idealer Ausgangspunkt für den ambitionierten Wiederaufbau. Gleichzeitig warnte Hermann Muthesius, Mitbegründer des Deutschen Werkbunds und einflussreicher Ministerialbeamter, in seinem Aufsatz *Städtebau und Heimatschutz beim Wiederaufbau Ostpreußens* (1915/16) vor einer neuen Variante des Historismus im Gewand der »Heimatkunst«. Muthesius selbst hatte mit Richard Riemerschmid und Heinrich Tessenow in der Gartenstadt Dresden-Hellerau (1909 bis 1914) ein Musterbeispiel für den schöpferischen Umgang mit der Tradition im modernen Siedlungsbau geliefert: Die höchstens zweigeschossigen, ländlich anmutenden Haustypen mit Fensterläden und ausladenden Dächern stehen an maleisch gewundenen Straßen und beschaulichen Plätzen, die an mittelalterliche Stadtstrukturen erinnern – das Gegenprogramm zu den linearen Boulevards und der »kosmopolitischen« Architektur des späten 19. Jahrhunderts. Die Bauweise in Hellerau war hingegen sehr modern: Die Typisierung von Grundrissen und Bauelementen wie Fensterrahmen oder Türen senkte die Baukosten.

Auch für den Wiederaufbau der Kleinstädte und Dörfer in Ostpreußen wurden solche standardisierten Adaptionen des biedermeierlichen Hauses »um 1800« verbindlich. Wie schon in Hellerau hatten sie wenig mit der regionalen Tradition zu tun, es handelte sich vielmehr um einen schlichten und dabei anheimelnd wirkenden Idealtyp »deutscher

Bauart«. Für den Wiederaufbau in Belgien und für die Stadt Kalisz in Polen, von deren enger Anbindung an das Deutsche Reich nach dem Krieg man ausging, wurden vergleichbare Planungen aufgestellt.

»... glänzend bewährte deutsche Organisationskraft«

Zur Organisation der Arbeiten in Ostpreußen wurde Anfang 1915 in der Provinzhauptstadt Königsberg das »Hauptbauberatungsamt für den Wiederaufbau« eingerichtet. Ihm unterstanden die insgesamt 25 Bauberatungsämter der drei Regierungsbezirke Königsberg, Gumbinnen und Allenstein sowie der Landkreise, die von sogenannten Bezirksarchitekten geleitet wurden. Deren Aufgabe war die Steuerung des Wiederaufbaus: die Beratung von Auftraggebern, die Begutachtung von Bauplänen sowie die Auftragsvergabe an Baufirmen und Architekten.

Die eigentliche Entwurfsarbeit sollten freie Architekten übernehmen, eine große Chance in der auftragsarmen Kriegs- und Nachkriegszeit. Unter einigen hundert Architekten, die es nach Ostpreußen zog, war auch Hans Scharoun, der spätere Erbauer der Berliner Philharmonie. Die Fluktuation war hoch; immer wieder kam es zu Konflikten, weil die fest angestellten Bezirksarchitekten selbst planten und ihren freien Kollegen die Aufträge wegnahmen. Einige der neugeschaffenen Ortsbilder zeigen die starke Handschrift einzelner Architekten, etwa Goldap/Gołdap die von Fritz Schopohl oder Stallupönen/Nesterov die Kurt Fricks. Frick

gehörte bis 1945 zu den führenden Architekten Ostpreußens und blieb dabei dem Stilduktus des Wiederaufbaus treu.

»Deutsche Wiederaufbauarbeit«

Die Wiederaufbaukampagne wurde von der Fachpresse intensiv begleitet; mehrere Bildbände informierten das breitere Publikum. Diese mediale Präsenz trug maßgeblich zur Langlebigkeit des »deutschen« Heimatstils bei, der schon bald im Kampf gegen die »internationale« Moderne instrumentalisiert wurde. Die politische Wirkung des erfolgreichen Wiederaufbaus zeigte sich schon bei der Volksabstimmung 1920, in der eine Mehrheit im südlichen Ostpreußen für den Verbleib bei Deutschland votierte.

Von den zwei Dutzend wiederaufgebauten Städten hat nur eine – das 1920 polnisch gewordene Soldau/Działdowo – die Zerstörungen des Zweiten Weltkriegs fast unbeschadet überstanden. In Eydkuhnen/Černyševskoje und Schirwindt/Kutusowo in der heutigen Oblast Kaliningrad sind die Spuren der Wiederaufbaukampagne des Ersten Weltkriegs nach 1945 verschwunden.

Beate Störtkuhl

PD Dr. Beate Störtkuhl ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa in Oldenburg (→ S. 56/57).

Die Geschichte des Wiederaufbaus in Ostpreußen analysiert Jan Salm in *Ostpreußische Städte im Ersten Weltkrieg. Wiederaufbau und Neuerung*, erschienen in der Reihe *Schriften des BKGE* (München 2012). Zeitgenössische Zitate aus Hermann Muthesius: *Städtebau und Heimatschutz beim Wiederaufbau Ostpreußens*, in: *Velhagen und Klasings Monatshefte* 30 (1915/16), sowie aus Riezler 1925 und Göttgen 1918.



Goldap, Zerstörungen am Marktplatz, Postkarte 1916. © Bildarchiv Herder-Institut Marburg



Goldap, Marktplatz, Ostseite nach dem Wiederaufbau, um 1922 (aus Walter Riezler: *Deutsche Wiederaufbauarbeit*, Berlin/Leipzig 1925)

»PO NASZEMU« – »AUF UNSERE ART«

Mit dem Deutschen Kulturforum östliches Europa unterwegs im Teschener Schlesien

Gibt es eine schlesische Identität? Was macht sie aus? Und wie zeigt sie sich im Alltag der Bewohner dieser Region? Wer eine Antwort auf diese Fragen sucht, kann im Teschener Schlesien mit seinen Besonderheiten fündig werden. Die beginnen mit der Teilung der Region 1920, gehen weiter über die konfessionelle Vielfalt und enden bei einem ganz speziellen Idiom, mit dem sich die Bewohner auf beiden Seiten des Grenzflusses Olsa verständigen. »Po naszymu« nennt es sich, was man auf Deutsch wahrscheinlich am besten mit »auf unsere Art« wiedergeben kann. Wer in einer solchen Bezeichnung Stolz auf die eigene regionale Identität und ein klein wenig auch Eigensinn und Trotz gegen die Obrigkeit heraushört, liegt nicht ganz falsch. Denn trotz der historischen Wirren des 20. Jahrhunderts, der Vertreibungen und Teilungen hat sich in diesem populären Verständigungsmedium der multikulturelle Charakter der Region bewahrt. Polnisch, Tschechisch, Deutsch, Jüdisch – von allem etwas. Das hört und sieht man im Teschener Schlesien.

Leider gerät dieses Gebiet trotzdem nur selten ins Blickfeld der deutschen Öffentlichkeit. So hat es einige Berechtigung, wenn eine Exkursion unter dem Motto »Vergessene Regionen« diesen nordöstlichen Zipfel des ehemaligen Habsburgerreiches bereist.

Dass die heutige Grenzregion zwischen Tschechien und Polen letztendlich gar nicht so peripher liegt, wie man meinen könnte, bemerkt man erfreut bei der Anreise mit der Bahn. Über Prag und Ostrau/Ostrava gibt es gleich mehrere Verbindungen am Tag. Die bunte, 21-köpfige Reisegruppe

aus ganz Deutschland kommt dann auch schnell beim gegenseitigen Kennenlernen ins Gespräch über die Region und deren bewegte Geschichte.

Eine geteilte Stadt

Grenzen in Osteuropa haben ja meist einen ziemlich künstlichen Charakter. Eine Grenze mitten durch eine Stadt zu ziehen, ist aber auch für osteuropäische Verhältnisse etwas Spezielles. Heute kann man sich solch eine Entscheidung kaum mehr vorstellen, doch in der bewegten Zeit kurz nach dem Ersten Weltkrieg wusste man offenbar keinen anderen Ausweg als eine Teilung des damaligen Teschen. So entstanden als Resultat zwei neue Städte: auf der tschechischen Seite Český Těšín mit dem alten Bahnhof und der Industrie, auf der polnischen Seite Cieszyn mit der wunderschönen, noch österreichisch geprägten Altstadt. Für die Bewohner muss das damals eine große Herausforderung gewesen sein. Trotz der neuen Grenzziehungen – zusammenleben musste man ja weiterhin. Kirchen, Krankenhaus, Bahnhof, Wasserversorgung – die soziale Infrastruktur hielt sich nur selten an die neuen politischen Grenzen. So entstand im Lauf der nächsten Jahrzehnte ein spannender Modus der Kooperation. Läuft man durch die Stadt, oder genauer gesagt die Städte, so sieht man einige Spuren dieser Geschichte – Zeichen einer zerrissenen Stadt, aber auch Zeichen der Annäherung: Brücken, Cafés, die wieder verkehrende Straßenbahn. Besonders die europäische Einigung hat in den letzten Jahren viel zur gegenseitigen Annäherung beigetragen. Im wieder eröffneten jüdischen Café Avion direkt am alten Schlagbaum sitzend, lernt man Reisefreiheit und offene Grenzen neu zu schätzen.

Dass sich jüdische, deutsche, polnische und tschechische Bewohner der Stadt auf einmal zwischen Staaten, Städten und Religionen entscheiden mussten, und was mit einer solchen Entscheidung verbunden war, erfahren wir unter anderem beim Besuch der evangelischen Gemeinde in Cieszyn. Das Herzogtum Teschen war im sonst überwiegend katholischen Habsburgerreich mit seinem hohen protestantischen Bevölkerungsanteil eine Besonderheit. Der evangelische Glaube passte aber nicht allen in Wien und so mussten Kirchen und Gemeinden den Machthabern über lange Zeit regelrecht abgetrotzt werden.

Noch eindrucksvoller wird dann der Besuch des jüdischen Friedhofes. Als wir bei Regenwetter an den Stadtrand Teschens wandern, umgibt uns ein Hauch Nostalgie.



Die polnische Kunsthistorikerin Ewa Chojecka während eines Stadtrundgangs vor dem Hauptbahnhof in Bielsko-Biala.

Die verwitterten Grabsteine sind Träger verwehter Spuren, Erinnerungsorte einer vergangenen Welt. Die jüdische Geschichte der Stadt rückt erst nach und nach wieder ins Blickfeld der Bewohner. Die eindrucksvollen Biografien der Teschener Juden sollten nicht vergessen werden – auch wenn ihre Namen auf den Grabsteinen langsam verblassen.

Industriegeschichte und Bergromantik

Dass das Gebiet um Teschen einmal eine boomende und moderne Industrieregion war, erfahren wir am nächsten Tag, als wir auf der traditionellen Strecke der Kaschau-Oderberger-Bahn ins industrielle Ostrau/Ostrava fahren. Dort besuchen wir die tschechische Variante der deutschen Weltenerbestätte Zeche Zollverein: die Grube Michal, zu ihrer Zeit eine der modernsten Anlagen. Sie war immerhin bis 1993 in Betrieb – und das mit einer Technik, die im Wesentlichen noch aus der Zeit des Ersten Weltkriegs stammte. Dass das Museumskonzept versucht, den Funktionszustand so gut wie möglich zu erhalten, macht die Grube zu einem lohnenswerten Ausflugsziel im touristisch sonst eher wenig beachteten Ostrau/Ostrava.

Als wir nach diesen Impressionen nach Bielitz/Bielsko-Biala in Polen weiterfahren, treffen wir eine Person, die uns allen noch lange im Gedächtnis bleiben wird: die polnische Kunsthistorikern Ewa Chojecka, Georg Dehio-Preisträgerin 2013 und die Verkörperung der multikulturellen, mehrsprachigen und bewegten oberschlesischen Geschichte. Während ihrer Führung durch die pittoreske, habsburgisch geprägte Altstadt von Bielitz/Bielsko-Biala erweckt sie die Geschichte des Ortes und seiner Gebäude, vom alten Bahnhof bis zur Synagoge, vor unseren Augen zum Leben. Die Führung endet standesgemäß im ersten Café der Stadt. Heutzutage gilt das gemeinsame oberschlesische Kulturerbe grenzüberschreitend als bewahrenswert, die alten nationalen Chauvinismen sind nahezu gänzlich verschwunden. Dafür sind nicht zuletzt engagierte Wissenschaftlerinnen wie Ewa Chojecka verantwortlich.

Bis jetzt könnte man wahrscheinlich glauben, dass die Region um Teschen vor allem wegen ihrer Kunst, Kultur und Geschichte einen Besuch wert wäre. Das stimmt und ist doch nur die halbe Wahrheit. Denn auch für Freunde der Natur lohnt sich ein Abstecher in diese Umgebung, genauer gesagt, zu den pittoresken Berggipfeln der Beskiden. Hoch oben in einer Berghütte mit malerischer Aussicht ins Tal lassen wir bei Lagerfeuerromantik, polnischem Essen



▲ ▲ Verfallene Grabsteine auf dem jüdischen Friedhof im polnischen Cieszyn: Zeugnisse einer vergangenen Zeit.

▲ Die Arbeitskleidung der ehemaligen Bergleute hängt noch in einer der Hallen der Grube Michal in Ostrava.

und Bier die Exkursion langsam ausklingen. Am nächsten Morgen, auf der Rückfahrt nach Český Těšín, blickt man in etwas müde, aber rundum glückliche Gesichter. Wir werden diese Exkursion, die von Ariane Afsari vom Deutschen Kulturforum östliches Europa hervorragend organisiert und von Dorothee Ahlers von der Universität Passau kompetent begleitet wurde, noch lange im Gedächtnis behalten. Zumindest für uns zählt das Gebiet Teschen jetzt nicht mehr zu den vergessenen Regionen Europas.

Clemens Günther

Clemens Günther absolviert an der Freien Universität Berlin den Masterstudiengang Osteuropastudien mit Schwerpunkt Kultur.

DER KLANG EINER METROPOLE

Ein Gespräch mit Kristina Forbat über ihre Zeit als Stadtschreiberin in Kaschau/Košice



Wenn 2013 über die damalige Kulturhauptstadt Kaschau/Košice berichtet wurde, war die Journalistin Kristina Forbat eine gefragte Interviewpartnerin. Von April bis August führte sie als Stadtschreiberin einen Blog aus der slowakischen Metropole, danach blieb sie noch einige Monate dort, um einen Dokumentarfilm zu drehen.

BLICKWECHSEL-Redakteurin Vera Schneider sprach mit der umtriebigen Hamburgerin über ihre Wahlheimat auf Zeit.

BW Du hast deine Geburtsstadt Kaschau mit drei Jahren verlassen, warst aber jedes Jahr dort zu Besuch. Hast du als Stadtschreiberin diesen Ort anders erlebt als vorher?

Für mich war es, als würde ich die Stadt neu entdecken. Ich begriff erst jetzt ihre Struktur, ich konnte endlich die Stadtteile zuordnen. Vorher habe ich immer meine Verwandten besucht und dabei viel Zeit in den Häusern zugebracht. Außerdem war ich jedes Jahr in der Sommerpause hier. Das kulturelle Leben, die Bars und Kaffeehäuser habe ich erst in meiner Zeit als Stadtschreiberin kennengelernt. Ich war zum Beispiel sehr überrascht, wie laut die Stadt musiziert. Im April und Mai klangen aus den geöffneten Fenstern Celli und Posaunen und Geigen, überall wurde geübt. Ich kenne keine Stadt dieser Größe, in der so viele Konzerte stattfinden und in der so viel Wert auf Kultur gelegt wird. Überall sieht man Musiker mit ihren Instrumenten, es gibt viele

Chöre und Orchester auf einem sehr hohen Niveau. Besonders Klassik ist sehr beliebt. Zum Festival *Košická hudobná jar* [Kaschauer musikalischer Frühling] kommen jedes Jahr renommierte Dirigenten und Solisten aus der ganzen Welt.

BW Kaschau gilt als multiethnische Stadt. Wie hat sich das für dich geäußert?

Ich war im ungarischen Theater untergebracht. Das ist ein Ort mitten in Kaschau, an dem nur Ungarisch gesprochen wird. Aber sobald ich den Raum betreten habe, wurde die Unterhaltung auf Slowakisch weitergeführt. Das automatische Wechseln von einer Sprache in die andere ist mir in Kaschau ganz oft begegnet und hat mich sehr beeindruckt. Mit 240 000 Einwohnern ist Kaschau nicht wirklich eine Großstadt. Aber es fühlt sich durch das Sprachenwirrwarr an wie eine echte Metropole. Man hört oft Russinisch – für ungeübte Ohren klingt das wie eine Mischung zwischen Ukrainisch und Slowakisch –, man hört sehr oft die Sprache der Roma, und man hört täglich Ungarisch.

BW Das klingt nicht sehr provinziell.

Geografisch könnte man heute meinen, Kaschau sei eine Provinzstadt, aber historisch gesehen stimmt das absolut nicht. Kaschau lag sehr zentral an den großen Handelswegen und war eine wichtige Stadt im Ungarischen Königreich. Es kamen schon immer viele unterschiedliche Menschen, auch viele Deutsche, um hier zu siedeln. Heute ziehen die jungen Leute aus dem Umland zum Studieren nach Kaschau und verlieben sich in diese Stadt.

BW Findet sich das multiethnische Kaschau auch in deiner eigenen Familie wieder?

Wir sind eine Kaschauer Mischpoche, sage ich immer. Die weibliche Linie meine Mutter ist tschechisch, mein Großvater mütterlicherseits hat karpatendeutsche und ungarische Wurzeln, fühlt sich aber als Slowake. Meine Vorfahren väterlicherseits sind Juden und haben Wurzeln in der Ukraine, Ungarn und Polen. Das ist eine sehr mitteleuropäische Mischung.

BW In Kaschau lebt auch eine deutsche Minderheit, die Karpatendeutschen. Wie präsent sind sie in der Stadt?

Ich musste die Karpatendeutschen aktiv suchen, um mit ihnen in Kontakt zu kommen. Und sie traten auch während des Kulturhauptstadtjahrs kaum in Erscheinung, obwohl

allen Minderheiten angeboten wurde, sich mit einem Programm zu beteiligen. Wenn man allerdings interessiert auf die Karpatendeutschen zugeht, dann sind diese Begegnungen immer sehr angenehm.

BW Sind Ressentiments gegenüber den Deutschen der Grund für diese Zurückhaltung?

Sicher nicht. Wenn man als Deutscher nach Kaschau kommt, wird man herzlich aufgenommen. Auch die Sprache ist beliebt. Viele Menschen sprechen Deutsch, weil sie es von ihren Großeltern oder in der Schule gelernt haben. Außerdem ist der kulturelle Einfluss der Deutschen überall spürbar – in der Architektur, bei den Denkmälern, auch bei den Namen. Das Problem ist aber, dass die Gemeinschaft mittlerweile sehr klein ist. Es gibt in Kaschau nur noch 300 oder 400 Mitglieder. Und die Karpatendeutschen, die ich getroffen habe, waren alle schon weit über sechzig.

Um wirklich etwas über diese Minderheit zu erfahren, muss man nach Metzenseifen [slowak. Medzev] fahren. Dort wurde 1990 der Karpatendeutsche Verein gegründet, und dort leben sehr viele Familien, in denen auch die mittlere Generation – die Kinder der heute Siebzigjährigen – noch Mantakisch spricht. Die ganz Jungen beherrschen den Metzenseifener Dialekt allerdings nicht mehr. Viele sind mit Slowaken verheiratet und fühlen sich auch selbst als Slowaken.

BW Der Karpatendeutsche Rudolf Schuster war Bürgermeister von Kaschau und Staatspräsident der Slowakei. Wie stehen die Kaschauer zu ihm?

Er ist hier ein gefeierter Star, denn er hat in den 1990er Jahren die Renovierung der Altstadt durchgesetzt. Außerdem engagiert er sich für die karpatendeutsche Kultur und ist sehr stolz auf seine Wurzeln. In seinem Geburtsort Metzenseifen hat er das – wie er sagt – weltweit größte Film- und Fotokameramuseum aufgebaut. Er dreht Filme, publiziert Bücher und unternimmt Expeditionen – letztes Jahr war er in Tschukotka. Seine Innenstadtsanierung kam allerdings nicht allen Einwohnern zugute. Viele Roma lebten damals in der Altstadt und wurden in das damals neue Plattenbauviertel Lunik IX umgesiedelt. Die Innenstadt ist zwar wunderschön geworden, aber über 7 000 Menschen drängen sich jetzt in einem Wohngebiet, das eigentlich für 4 000 Einwohner gebaut wurde.

BW Gibt es einen Kaschauer Lokalpatriotismus?

Auf jeden Fall. Die Kaschauer identifizieren sich mit ihrer Stadt stärker als mit ihrem Land. Meine Tante zum Beispiel, die Jüdin, aber auch Ungarin und gleichzeitig Slowakin ist, bezeichnet sich immer als Kaschauerin. Es gibt auch einen Kaschauer Slang, der stark inspiriert von der Sprache der Roma und vom Ungarischen ist; auch ein paar deutsche Wörter finden sich darin. Man sagt zum Beispiel »Šuvix!« [ausgesprochen wie »Schuhwicks«], wenn man ausdrücken will, dass etwas vergleichsweise unbedeutend ist. Auf ihren Slang sind die Kaschauer sehr stolz.

BW Hattest du einen Lieblingsort in Kaschau?

In einem Innenhof an der Hauptstraße gibt es eine Bar, die heißt *Pokhoi* – eine Anspielung auf das slowakische Wort für Ruhe. Dort im Sommer auf der Terrasse zu sitzen, geschützt wie in einem Kokon, umringt von hohen weißen Wänden, darüber der Sternenhimmel, mit jungen Leuten Wein zu trinken und abwechselnd auf Deutsch, Englisch und Slowakisch Gespräche zu führen, das hat mich immer sehr glücklich gemacht. So geborgen wie in Kaschau habe ich mich schon lange nicht mehr gefühlt.

Kristina Forbat wurde 1986 in Kaschau/Košice geboren und emigrierte 1989 mit ihren Eltern nach Deutschland. Sie studierte Politik- und Kommunikationswissenschaft sowie Journalismus in Münster und Lille. Danach wirkte sie bei Filmproduktionen mit. Kristina Forbat lebt als freie Autorin und Übersetzerin in Hamburg. In Kaschau hat sie den Zeitzeugen-Dokumentarfilm *Rückkehr in die windige Stadt* gedreht.

Das Projekt *Stadtschreiber Kaschau/Košice 2013* wurde vom Deutschen Kulturforum östliches Europa in Zusammenarbeit mit dem Programm *K.A.I.R. Košice Artists in Residence* der Kulturhauptstadtgesellschaft *Košice2013 – Európske hlavné mesto kultúry* durchgeführt.

Foto: © Mathias Budzinski



RIGA

Vom Livendorf zur Kulturhauptstadt Europas

Riga, die baltische Metropole an der nordöstlichen Ostseeküste, hat viele Namen. Ihre jüngste Bezeichnung lautet »Kulturhauptstadt Europas 2014« und ist vielleicht am besten geeignet, die über 800-jährige Geschichte der Stadt auf einen Nenner zu bringen: Riga war immer ein Ort der Begegnung unterschiedlicher europäischer Nationalitäten und Sprachen, ein Ort, an dem Angehörige verschiedener Kulturen bis heute versuchen, Konflikte zu überwinden, ihr Miteinander zu gestalten und ein friedliches Zusammenleben gelingen zu lassen.

Am Unterlauf der Düna/Daugava, unmittelbar neben einer Siedlung livischer Urbewohner, 1201 vom Bremer Domherrn Albert von Buxhoeveden gegründet und nach dem Nebenflüsschen Rīdzene benannt, war Riga zunächst Bischofs- und Ordenssitz des mittelalterlichen Livland. Der Fernhandel zwischen Europa und Russland machte es rasch zu einer der bedeutendsten Hansestädte im Ostseeraum, bevor es im 17. Jahrhundert, nach kurzem polnischen Zwischenspiel, die größte Stadt im schwedischen Königreich und später, im 18. Jahrhundert unter Peter dem Großen, Gouvernementshauptstadt der russischen Ostseeprovinz Livland wurde.

Hamburg – Paris – St. Petersburg

»Die Einfahrt über die Düna ist ungemein schön«, schrieb 1809 Johann Christoph Petri in seiner *Reisebeschreibung* [...]

Blick über die Düna/Daugava über die Altstadt von Riga.
© Live Riga, Ikaras Kublins

von Riga und meinte damit die unverwechselbare Silhouette der Hansemetropole im 19. Jahrhundert, die sich dem Schiffsreisenden nach der Einfahrt von der Ostsee in die Düna mit den Türmen der St. Jakobi-, Dom- und St. Petri-Kirche bot. Vielfach erinnerte das »Hamburg des Ostens« in den Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg tatsächlich an die Stadt an der Elbe: Riga war »Boomtown«, verfünffachte innerhalb von fünfzig Jahren seine Einwohnerzahl von knapp 100 000 auf über 500 000 und stieg zu einer der wichtigsten Hafen- und Industriestädte des Russischen Reiches auf. Der damalige Reichtum der Stadt spiegelt sich noch heute in über 800 Jugendstilbauten wider, die der Stadt wiederum den Beinamen »Paris des Nordens« eintrugen.

Im Ersten Weltkrieg war Riga Frontstadt. Seine Industrieanlagen wurden mitsamt der Arbeiterschaft ins Innere Russlands evakuiert, dafür füllte sich die Stadt mit Flüchtlingen aus Kurland und Litauen. Im September 1917 von der deutschen Reichswehr erobert, wurde sie Schauplatz deutscher Annexionspläne im Osten, ab November 1918 Hauptstadt einer sowjetlettischen Räterepublik von Lenins Gnaden. Am 22. Mai 1919 eroberten deutschbaltische, reichsdeutsche und lettisch-bürgerliche Verbände die Stadt zurück, in einem sich anschließenden Freiheits- und Bürgerkrieg besiegten lettische Truppen schließlich sowohl die Deutschen und Weißrussen als auch die bolschewistischen Truppen. Riga wurde Hauptstadt der 1918 proklamierten Republik Lettland, hatte zunächst jedoch fast die Hälfte seiner Bevölkerung, seine Industrie und sein Hinterland verloren. Umso erstaunlicher die Leistung der Letten und anderer Bewohner, die



ihre Stadt innerhalb kürzester Zeit wieder zu neuer Blüte führten.

Bis zum Zweiten Weltkrieg wurde auf den Straßen neben Lettisch wie selbstverständlich auch Deutsch, Russisch und Jiddisch gesprochen. Englische und französische Kaufleute brachten westeuropäisches Flair. Dazu kamen russische Revolutionsflüchtlinge, die der Stadt einen nostalgischen Anstrich verliehen. »In vielem war Riga eine Miniaturausgabe von Petersburg [...] es war einer von den Fällen, in denen die Kopie das Original überdauert«, schrieb der amerikanische Top-Diplomat George F. Kennan, der sich Anfang der 1930er Jahre in Riga aufhielt, in seinen Memoiren.

Der kulturelle Niedergang des »Paris des Nordens« begann in den dreißiger Jahren. Unter der Losung »Lettland den Letten« wollte der autoritäre Staatspräsident Kārlis Ulmanis den überproportionalen Einfluss von Deutschen und Juden in Politik, Wirtschaft und Kultur zurückdrängen. Kein Wunder, dass viele Deutschbalten 1939, nach Abschluss des Molotow-Ribbentrop-Paktes, der Aufforderung Hitlers zur Umsiedlung folgten. Riga verlor binnen weniger Wochen immerhin zehn Prozent seiner Bevölkerung und ein Mehrfaches dieser Zahl an sozialer, kultureller und wirtschaftlicher Potenz. Im Zweiten Weltkrieg wurden Tausende Rigenser von Stalin nach Sibirien deportiert und Zehntausende Rigaer Juden von den nationalsozialistischen Besatzern ermordet.

Von West nach Ost – und zurück in die Mitte

Nach dem Zweiten Weltkrieg blieb Riga, jetzt Hauptstadt der »Sozialistischen Sowjetrepublik Lettland« und

Schaltzentrale sowjetischer Besatzungspolitik, zwar eine internationale Stadt, aber an die Stelle westlicher traten östliche Einflüsse. Riga wurde mehr als seine baltischen Nachbarstädte Tallinn und Vilnius zum Spiegelbild des sowjetischen Völkergemisches. Ausbau und Ansiedlung neuer Industrien, die für die gesamte sowjetische Planwirtschaft produzierten, zogen immer neue Arbeitskräfte in die Stadt. Hier ließ es sich besser leben als in der übrigen Sowjetunion. So paradox es klingt: Je mehr das »westliche« Image der Stadt in der Sowjetunion die Runde machte, um so östlicher wurde ihr Charakter. Die Einwohnerzahl verdreifachte sich. Während die Zahl der lettischen Bewohner nur geringfügig stieg, bildeten Russen, Ukrainern, Weißrussen und Zugereiste aus den mittelasiatischen und kaukasischen Republiken bis heute die Mehrheit der Einwohner. Westliche Touristen wurden nicht gern gesehen, Lettland blieb bis 1989 militärisches Sperrgebiet. Was nicht mitwuchs, war die Infrastruktur. Verglichen mit ähnlichen Städten in Westeuropa erweckte Riga einen stets überfüllten Eindruck bei gleichzeitigem Mangel an kultureller, wirtschaftlicher und sozialer Dynamik. Nicht nur Hauswände bröckelten. Der Kollaps der Stadt schien nur noch eine Frage der Zeit.

Die Singende Revolution 1989 und die neue Unabhängigkeit 1991 brachten die Wende. Heute findet Riga zu seiner Sprache zurück, steht irgendwo auf der Schwelle zwischen Vorgestern, Gestern und Morgen. Seit 2004 ist Riga Hauptstadt eines Mitgliedslandes der Europäischen Union – und hat damit Teil an allen Vorzügen und Problemen, die das östliche Europa gegenwärtig kennt: dreifache postsozialistische Transformation hin zu Demokratie, Rechtsstaatlichkeit und Marktwirtschaft, Migration und demografischer Wandel, Finanz- und Immobilienkrise, wachsende Ansprüche aus IT-Revolution und Globalisierung, Abgabe souveräner Rechte an supranationale Organisationen. Wenn sich Riga 2014 mit einem anspruchsvollen und ansprechenden Programm als Kulturhauptstadt Europas feiert, beweist das jedoch, dass ein Ende der Geschichte nicht in Sicht ist: Als Stadt zwischen West und Ost, als Mittler zwischen den Kulturen in Europa, als Laboratorium von Polyethnizität wird Riga auch im 21. Jahrhundert weiter eine wichtige Rolle im Ostseeraum spielen.

Detlef Henning

Detlef Henning ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Kultur und Geschichte der Deutschen in Nordosteuropa (IKGN)/Nordost-Institut in Lüneburg (→ S. 56/57).

Der Wandel der Bevölkerung Rigas nach Nationalitäten					
	1867	1913	1935	1989	2013
Gesamt	102 590	514 451	385 063	910 455	695 584
Deutsche	43 %	ca. 20 %	10 %	0,1 %	k.A.
Letten	24 %	ca. 40 %	63 %	37 %	43 %
Russen, Weißrussen, Ukrainer	25 %	ca. 20 %	9 %	57 %	48 %
Juden	5 %	k. A.	11 %	2 %	1 %



JENSEITS VON VERDUN

Die Ausstellung *August 14* in Ellingen/Bayern thematisiert den Ersten Weltkrieg in Ostpreußen

Wenn von den Kampfhandlungen des Ersten Weltkriegs die Rede ist, dann stehen meist die Ereignisse im Westen im Vordergrund, etwa die verheerende Schlacht bei Verdun. Das Kriegsgeschehen in der damals östlichsten Provinz des Deutschen Reiches droht darüber in Vergessenheit zu geraten. Seine Darstellung ist oft mit Fehlern und Ungenauigkeiten behaftet. Daran scheint sich auch im Gedenkjahr 2014 wenig zu ändern.

Dabei war Ostpreußen die einzige deutsche Provinz, die direkt unter den Kämpfen zu leiden hatte und zu großen Teilen zerstört wurde. Bereits zwei Wochen nach Kriegsbeginn marschierten zwei russische Armeen in Ostpreußen ein. Wenig später schlossen die zahlenmäßig schwächeren deutschen Verbände die Narew-Armee bei Tannenberg ein, machten 90 000 Gefangene und drängten die Njemen-Armee aus Ostpreußen hinaus. Nach insgesamt drei großen Schlachten gab es 1915 keine russischen Truppen mehr in Ostpreußen.

Genau diesen Zeitraum – von August 1914 bis Februar 1915 – umfasst

die Ausstellung *August 14* des Kulturzentrums Ostpreußen in Ellingen. Auf 160 m² möchte sie dazu beitragen, die Lücken in der öffentlichen Wahrnehmung zu schließen.

Gang durch die Geschichte

Der erste Ausstellungsraum zeigt den Weg in den Krieg. Unter dem Motto »Der letzte Friedenssommer« wird ein Bild Europas im Jahr vor dem Kriegsbeginn entworfen. Der zweite Abschnitt widmet sich dem Ablauf der »Julikrise 1914« und skizziert die dramatischen Wochen zwischen dem Attentat von Sarajewo und der deutschen Mobilmachung.

Im nächsten Raum werden die Kriegereignisse chronologisch dargestellt und mittels zahlreicher Bilder anschaulich gemacht. Ein Film, der durch neuartige Animationen die oftmals verwirrend erscheinenden Abläufe der drei großen Schlachten verdeutlicht, wird auf einer Medienstation präsentiert.

Der dritte Raum thematisiert die erheblichen Kriegszerstörungen und das große Leid der Zivilbevölkerung.

Zentrales Exponat in diesem Bereich ist das eindrucksvolle Modell eines zerstörten ostpreussischen Bahnhofs und seiner Umgebung.

Im letzten Ausstellungsraum werden mehrere Themen angesprochen, etwa der weitere Verlauf des Krieges, der Wiederaufbau der Provinz Ostpreußen, die Gedenkstätten oder die Rolle der Tannenberg Schlacht in der deutschen Erinnerungskultur.

Wolfgang Freyberg

Wolfgang Freyberg ist Direktor des Kulturzentrums Ostpreußen in Ellingen/Bayern (→ S. 56/57).

▲ Im Verlauf ihres Vormarsches besetzten russische Truppen die masurische Kreisstadt Lyck. Dabei erlitt auch der Bahnhof starke Zerstörungen. Nach der Wiedereroberung stellten die Deutschen fest, dass man inzwischen den Namen der Stadt mit kyrillischen Schriftzeichen wiedergegeben hatte.



Die Ausstellung *August 14* wird vom 14. August 2014 bis 22. Februar 2015 im Kulturzentrum Ostpreußen gezeigt. Ein Begleitprogramm mit Fachwissenschaftlern ist geplant.

DEUTSCHE SPUREN ENTLANG DER DONAU

Kennen Sie die Ortschaft Anina im Südwesten Rumäniens, die Dörfer Vladimirescu im rumänischen Banat, Bela Crkva in Serbien oder Mecseknádasd im Süden Ungarns? Diese Gemeinden liegen in drei Ländern entlang der Donau, und sie haben auch einen deutschen Namen: Steierdorf, Glogowatz, Weißkirchen und Nadasch. Verbunden sind diese und viele andere Siedlungen am Mittellauf der Donau durch eine gemeinsame Geschichte. Die vom Donauschwäbischen Zentralmuseum betriebene Website www.danube-places.eu präsentiert über achtzig Ortschaften in vier Ländern, in denen Spuren deutscher Auswanderer sichtbar sind. In manchen Dörfern prägen die deutschen Einwohner bis heute das kulturelle und wirtschaftliche Leben. In anderen sind nur noch Spuren in der Architektur oder auf Friedhöfen sichtbar, weil die Bewohner am Ende des Zweiten Weltkrieges geflohen sind oder vertrieben wurden.

Vor über 300 Jahren begann die Migration von Deutschen nach Ungarn, in den südöstlichen Teil der Habsburgermonarchie. Über 400 000 Menschen wanderten in das historische Ungarn aus. Obwohl sie unterschiedlicher Herkunft waren, nannte man sie alle Schwaben. Erst im 20. Jahrhundert setzte sich der Begriff Donauschwaben für die deutsche Minderheit in Ungarn, Rumänien, Serbien und Kroatien durch. www.danube-places.eu macht die historischen Verbindungen wieder sichtbar. Von den



Auswanderungsorten im Südwesten Deutschlands gelangt man in einer virtuellen Reise über die Donau in die Siedlungsgebiete der Donauschwaben, etwa nach Budapest, Sathmar/Satu Mare, Fünfkirchen/Pécs, Temeswar/Timișoara oder nach Neusatz/Novi Sad. Die Website informiert über wichtige Gebäude und Denkmäler, sie erläutert historische Entwicklungen und zeigt touristische Ziele zur Geschichte der Deutschen in ausgewählten Ortschaften.

Christian Glass

Christian Glass ist Museumsdirektor und Geschäftsführer der Stiftung Donauschwäbisches Zentralmuseum in Ulm (→ S. 56/57).

HERMANNSTADT/SIBIU PER APP ERKUNDEN

»Die heutige Orgel von 1914/15, ein Werk der renommierten Firma Sauer aus Frankfurt an der Oder, ist die größte Kirchenorgel Rumäniens. Gleichzeitig ist der von dem Bildhauer Sigismund Möß und den Malern Jeremias Stranovius und Paul Demosch vergoldete und gefasste Prospekt der älteste erhaltene Südosteuropas. Acht zum Teil lebensgroße Figuren spielen hier Instrumente des 17. Jahrhunderts.« Dies und mehr hören Sie, wenn Sie auf dem interaktiven Kirchengrundriss der evangelischen Stadtpfarrkirche von Hermannstadt/Sibiu die Nummer 3 anwählen – über Ihr Mobiltelefon. Der Audioguide hält nicht nur während der Kirchenbesichtigung wichtige Informationen für Sie bereit, sondern versorgt Sie anhand eines interaktiven Stadtplans ebenso beim Spaziergang durch die siebenbürgische Metropole mit Wissenswertem; unter anderem führt er Sie zur einer der bedeutendsten gotischen Bildhauerarbeiten Siebenbürgens.

Alle Höreindrücke lassen sich über das illustrierte E-Book vertiefen. Und wer sich die vollständige Text- und

Bildversion nicht entgehen lassen will, kann auf das Buch von Arne Franke zurückgreifen, das die Grundlage für die neue App bildet (*Hermannstadt/Sibiu. Ein kunstgeschichtlicher Rundgang durch die Stadt am Zibin*. Mit einer geschichtlichen Einführung von Harald Roth. 2. Aufl., Verlag Schnell & Steiner, Regensburg, 2012, *Große Kunstführer in der Potsdamer Bibliothek östliches Europa*, 1).

Sie können die neue App mit interaktiven Plänen und E-Book gegen eine Schutzgebühr von 3,59 € aus dem App-Store oder von Google Play auf Ihr Smartphone laden.

Ariane Afsari

Ariane Afsari ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Deutschen Kulturforum östliches Europa e. V. in Potsdam (→ S. 56/57).



WIE ICH DEN ERSTEN WELTKRIEG GEWANN

Um in der Weltgeschichte weiterzukommen, mussten die Banater Schwaben auf Niederlage setzen

Was für ein Landsmann sind Sie?

Ich bin Banater Schwabe, antworte ich auf die Frage des jungen Arabers in Berlin-Schöneberg.

Ich erkläre es ihm nicht. Ich denke mir: Wenn er sich nicht erklären muss, muss ich das erst recht nicht. Wir würden uns ohnehin nur unsere Anwesenheit gegenseitig erklären. Als wäre die gesamte Geschichte nichts anderes als der Versuch der Erklärung unserer Anwesenheit.

Meine Großeltern waren in ihrer Jugend, im Banat, noch k. und k. Staatsbürger. Sie wurden über Nacht zu rumänischen Untertanen, weil der notorische Clemenceau, Frankreichs Verhandlungsführer in den Pariser Vorortverträgen, in entsprechender Laune war. In Pausenclovnlaune.

Immer, wenn er seine Sentenz »Der Rest ist Österreich« zum Besten gab, kamen meine Großeltern in der Weltgeschichte eine Runde weiter. So haben sie den Ersten Weltkrieg nicht allein für sich, sondern auch für mich gewinnen können.

Die ungarischen Behörden machten sich auch aus dem Banat, der zuletzt ungarisch verwalteten Habsburger Provinz, lautlos davon, und in den Rathäusern richteten sich bald ihre rumänischen Widersacher ein.

Diese sprachen nichts als Rumänisch und angeblich Französisch, beides Sprachen, die außer ihnen kaum jemand beherrschte. Man betonte zwar gerne den romanischen Charakter des Rumänischen, ließ aber regelmäßig durchblicken,

dass sich die Rumänen die Lebensweise der umliegenden slawischen Gebiete folgschwer angeeignet hätten. An Byzanz und die Orthodoxie glaubten. Was sie fast zu Sklaven werden ließ, denn das waren die Slawen in den Augen der Römer.

Diesen Rumänen gegenüber sahen sich meine Landsleute von Anfang an im Vorteil. Die Ungarn waren zwar ursprünglich auch nicht mehr als ein asiatisches Reitervolk, wie mein Großvater mütterlicherseits gelegentlich betonte, sie haben sich aber, laut eigener Darstellung, vorbildlich ins christliche Europa eingefügt und waren dank der Habsburger, und vor allem seit der Machtteilung mit diesen, zu einer merkwürdigen Großmachtrolle in Mitteleuropa gekommen. Da sie aber nur eine hauchdünne Mehrheit in der von

ihnen verwalteten Reichshälfte Transleithanien besaßen, war ihre Politik, die die Modernisierung der Doppelmonarchie begleitete und die ungarische Machtelite abzusichern hatte, ethnisch orientiert. Sie setzten seit dem Ausgleich mit den Deutsch-Österreichern von 1867, der Geburtsstunde Kakaoniens als modernem Ordnungsstaat, auf Assimilation und Zwangsassimilation, um eine kulturelle ungarische Hegemonie zu schaffen und auszubauen, einen ungarischen Nationalstaat unter dem Dach des Imperiums. Ein Paradoxon?

Alle sollten Ungarn werden können, aber die meisten unter den Slawen und Schwaben wollten es nicht. Meine beiden Urgroßväter kamen, als der Krieg begann und der



In dieser Abteilung der königlich ungarischen Landwehr (ungarisch: *Magyar Királyi Honvédség*, abgekürzt *Honvéd*) diente Richard Wagners Urgroßvater (mittlere Reihe, 1. v. r.). © Richard Wagner



So sehen Sieger aus: Richard Wagner (liegend in der vordersten Reihe, 1. v. l.) und seine Seminargruppe während des Studiums in Temeswar/Timişoara. © Richard Wagner

Kaiser sich an seine Völker wandte, zu den Honvéd, zur ungarischen Landwehr. Auch dort war die Befehlssprache offiziell Deutsch, aber die Sache, für die man zu kämpfen hatte, blieb unklar. Bei einem Sieg der Mittelmächte, dem deutschen Kaiserreich und Österreich-Ungarn, den dieses Heer ja anstrebte, wäre der Assimilationsdruck durch die ungarische Verwaltung noch größer geworden.

Wenn meine Urgroßväter Banater Schwaben und damit Deutsche bleiben wollten, mussten sie auf die Niederlage der ungarischen Landwehr, der sie dienten, setzen. Was die beiden wirklich gedacht haben oder ob sie bloß das Überleben praktizierten, also Krieg nach Vorschrift führten, lässt sich von hier und von mir aus kaum belegen, höchstens begründen, und jede Begründung ist zweckgebunden. Der eine kam mit einem Kochbuch nach Hause, und diesem Kochbuch folgte die Kochkunst meiner Mutter noch in den fünfziger Jahren, in meiner Kindheit, im damals längst rumänischen, aber auch stalinistischen Banat.

Der zweite Urgroßvater hatte weniger Glück im Krieg. Er brachte eine Psychose heim, die sein weiteres Leben bestimmen sollte. Er war ein Kriegsoffer, ohne sagen zu können, sein Opfer hätte der Sache der Banater Schwaben, ihrer ethnischen Stabilität und ihrem kulturellen Fortkommen genützt. Schließlich hatte nicht er den Krieg verloren, sondern der Generalstab der Monarchie. Und als er sein Gewehr abgab und nach Hause ging, ging er nicht nach Rumänien, er ging vielmehr in sein Heimatdorf im Banat, das jetzt im neuen Staat von Clemenceaus Gnaden, also in Rumänien lag.

So kamen beide Urgroßväter nach Rumänien und bekamen aufgrund der neuesten amerikanischen Marotten Minderheitenrechte zugesprochen, Volksgruppenprivilegien, obwohl meine Landsleute zumindest im Temeswarer Banat eine relative Mehrheit besaßen. Sie hatten zwar für den Kaiser zu kämpfen und das ebenso wie die Banater Rumänen, die im Norden des Banats auch nach dem Krieg in der Minderheit waren, aber nun dem neuen Staatsvolk angehörten.

In der Folge der Friedensverträge wurden im Rahmen der Neuordnung Europas nicht nur die Volksgruppenrechte gestärkt, sondern auch der Einfluss der jeweiligen Nationszentren auf die außerhalb des eigenen Territoriums lebenden Volksgruppen. Wenn ein Banater Schwabe aus dem Banat wegging, so ging er jetzt nicht mehr nach Budapest und Wien, wenn er studieren oder reüssieren



Richard Wagners Urgroßeltern. © Richard Wagner

wollte, sondern nach München und Berlin. Er sprach kein Wort Ungarisch mehr, und das Rumänische sprach er nicht anders als vor dem Krieg das Ungarische.

So kommt es, dass ich den Krieg gewonnen habe, den Krieg gegen die Ungarn, aber am Ende der ganzen Geschichte das Banat verloren habe, und das, weil ich Deutscher bin und Deutscher bleiben konnte, weil meine Urgroßväter den Ersten Weltkrieg verloren haben. Hätten sie ihn gewonnen, wäre ich als Banater Schwabe jetzt wahrscheinlich Ungar, so wie ich in den Augen des jungen Arabers in Berlin-Schöneberg Rumäne bin. Er ist zwar in Deutschland aufgewachsen, aber er kennt Europa nicht, er kennt nicht den Unterschied zwischen dem Ungarischen und dem Rumänischen, und er weiß nicht, was dieser Unterschied für Deutschland heißt. Das wird ihm noch zu schaffen machen, höre ich mich sagen, und dann sage ich: Und was für ein Landsmann sind Sie?

Der junge Araber nickt.

Richard Wagner

Dieser Betrag entstand mit freundlicher Unterstützung des Instituts für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas e. V. (IKGS) in München (→ S. 56/57).

Richard Wagner wurde 1952 im rumänischen Banat geboren. Er war Mitbegründer der »Aktionsgruppe Banat«, einer literarischen Vereinigung junger nonkonfirmistischer rumäniendeutscher Autoren. 1987 wurde er mit Arbeits- und Publikationsverbot belegt und übersiedelte nach West-Berlin. 2008 erhielt er den Georg Dehio-Buchpreis. Er publizierte über dreißig Titel – Gedichtbände, Erzählungen, Romane und Sachbücher – sowie zahlreiche journalistische Beiträge. 2014 erscheint bei Hoffmann und Campe *Habsburg. Bibliothek einer verlorenen Welt*.



»BITTE RECHT FREUNDLICH, IHRE HOHEIT!«

Erzherzog Franz Ferdinands Hoffotograf Rudolf Bruner-Dvořák (1864–1921)

»Das ist mein Leben«, sagt der in Prag lebende tschechische Fotohistoriker Pavel Scheufler. Er spricht von der historischen Fotografie in den böhmischen Ländern und dem Schicksal vieler – heute oft vergessener – dort tätiger Dokumentar- und Kunstfotografen. Sein Fotoarchiv umfasst mehr als 30 000 Negative und Positive, es handelt sich um Aufnahmen, die überwiegend aus der Zeit der Habsburgermonarchie bis 1918 stammen. Den Grundstein zu der Sammlung legte einst sein Großvater, dem er die Begeisterung für die Fotografie zu großen Teilen verdankt: Im Alter von sieben Jahren schießt Pavel Scheufler unter seiner Anleitung sein erstes eigenes Foto.

Einen besonderen Platz in Scheuflers Archiv nimmt Rudolf Bruner-Dvořák (1864–1921) ein, der als Begründer der modernen Fotografie in den böhmischen Ländern gilt und der gedruckten Fotoreportage dort mit zum Durchbruch verhalf. Bruner hatte sich – ganz im Trend seiner Zeit – seinen zweiten tschechischen Namen Dvořák aus pragmatisch-patriotischen Gründen gegeben. Er besaß das außerordentliche Privileg, als persönlicher Fotograf von Franz Ferdinand d'Este, dem vor 100 Jahren durch die Schüsse von Sarajewo getöteten österreichischen Thronfolger, tätig sein zu dürfen, und nutzte dies zu außergewöhnlich gelungenen Schnappschüssen, mit denen er häufig auch Kaiser Franz Joseph selbst bei den verschiedensten Anlässen einfing.

Ein Ballonabsturz mit Folgen

Rudolf Bruner-Dvořák (1864–1921) stammte aus dem ostböhmischen Prelauc/Přelouč, seine fotografische Ausbildung absolvierte er im Jahr 1887 beim hochangesehenen Münchner Hoffotografen Carl Teufel. Mit einer Bestätigung in der Tasche, in jeder Hinsicht befähigt für die Tätigkeit als selbständiger Fotograf zu sein, kehrte er zunächst in seine Heimatstadt zurück und gründete dort ein Atelier.

◀ Kaiser Franz Joseph bei Manövern, um 1913

▼ ◀ Franz Ferdinand mit Gattin und Begleitung im Automobil vor dem Attentat in Sarajewo, 28.6.1914 (Foto: Jaroslav Bruner-Dvořák)

▶ Rudolf Bruner-Dvořák auf einer zeitgenössischen Porträtaufnahme
Sofern nicht anders erwähnt, stammen alle Fotos in diesem Beitrag von Rudolf Bruner-Dvořák. Sie wurden uns von Pavel Scheufler zur Verfügung gestellt.

Seine Berufsgenossen gingen, vor allem auch aus finanziellen Gründen, meist der Porträt-Fotografie nach, Rudolfs Leidenschaft galt jedoch der Momentaufnahme und Fotografien, die zur Veranschaulichung der Berichterstattung genutzt wurden. Angeblich lehnte er Anfragen nach Porträt-Bildern wiederholt mit der lakonischen Erwiderung »Ich mache nur Kühe, Pferde und Fabriken, und all das sind Sie nicht ...« ab.

Mit seiner Familie zog er zwei Jahre später nach Prag in die Königlichen Weinberge (Vinohrady), um dichter am Geschehen in der böhmischen Metropole zu sein. Das Schicksal vergönnte ihm bald darauf genau das Glück, von dem auch jeder Hobbyfotograf heimlich träumt: nämlich sich genau zur richtigen Zeit am richtigen Ort aufzuhalten. Bruner-Dvořák hielt den dramatischen Absturz des Gasballons Kysibelka während der Prager Jubiläumsausstellung im Jahre 1891 fest. Starts und Landeanflüge von Ballons fing er auch in späteren Jahren mit besonderer Leidenschaft ein.



Für die zunehmend boomenden Bilderzeitschriften im österreichischen Kaiserreich war er schlagartig zu einem der wichtigsten Ansprechpartner für attraktive Fotografien geworden.

Vom Dienstleister zum Vertrauten

Noch 1891 wurde er zum »Momentfotografen seiner kaiserlichen und königlichen Hoheit, des erlauchtesten Herrn Erzherzog Franz Ferdinand d'Este« ernannt; Bruner-Dvořák hatte Ferdinand schon zuvor mehrmals einige Probeaufnahmen zugeschickt und auch erfolgreich die Genehmigung beantragt, das Interieur des Schlosses in Chlumetz bei Wittingau/Chlum u Třeboně fotografieren zu dürfen. Den Thronfolger beeindruckten die Aufnahmen offensichtlich so, dass er die Ernennung wenig später vollzog.

Bilder von Treibjagden oder Manövern mit Franz Ferdinand und Franz Joseph gehörten ebenso zu den Motiven Bruner-Dvořáks wie Aufnahmen aus dem privaten Bereich der kaiserlichen Familie, wie etwa Momente der Erholung im mondänen Schweizer Kurort St. Moritz oder der Nachwuchs bei Spiel und Spaß. Ein ganzes Album mit Fotografien als Auftragsarbeit für Franz Ferdinand, entlohnt mit der stolzen Summe von 586 Gulden, entstand auf dem mittelböhmischen Schloss Konopischt/Konopiště im Jahr 1897. Die Besuche von Kaiser Franz Joseph in den Jahren

1891, 1901 und 1907 in Böhmen sind dank seiner Aufnahmen hervorragend dokumentiert. Wie stark das Vertrauen des kaiserlichen Hofes zu Bruner-Dvořák war, beweist die ihm als einem von insgesamt nur zwei Fotografen erteilte Erlaubnis, im strategisch so wichtigen und streng abgeschirmten Kriegshafen von Triest zahlreiche Schlachtschiffe fotografieren zu dürfen. Von seiner Sonderstellung und Bedeutung zeugt auch der Umstand, dass er Franz Ferdinands Tochter Sophie schon 14 Tage nach ihrer Geburt ablichten konnte. Sophie Gräfin Chotek, Ferdinands inmorganatische Heiratspartnerin, die an seiner Seite in Sarajewo ihr Leben verlor und ebenfalls eine begeisterte Fotografin war, verdanken wir übrigens eine ganze Reihe wertvoller Aufnahmen, auf denen wiederum Bruner-Dvořák in den verschiedensten Posen zu erkennen ist.



Dokumentar europäischen Alltags

Bruner-Dvořák erhielt durch seine zahlreichen Kontakte die Möglichkeit, nicht nur kaiserliche, sondern auch Schlösser anderer Adelsgeschlechter, wie etwa die Schwarzenberg-Residenz Frauenberg/Hluboká bei Budweis/České Budějovice, zu dokumentieren. Das Alltagsleben auf den böhmischen Dörfern, die Arbeitswelt der böhmischen



Textil- und Großindustrie, sportliche Aktivitäten wie Fahrradrennen und die Anfänge des Tennisspiels in der hohen Gesellschaft, die Marktatmosphäre in den Ländern des Balkan bis hin zu Glanzlichtern der europäischen Metropolen wie etwa Paris spiegeln sich in seinen Aufnahmen wider. Seine Bilderserien zeichnen sich oft auch durch eine besonders gelungene »Dramaturgie« und Liebe zum Detail aus. Die 1904 neu gegründete, äußerst beliebte Bildzeitschrift *Český svět* (»Tschechische Welt«) druckte sechs Jahre lang in fast jeder Ausgabe Fotografien von Bruner-Dvořák, bevor sich die Zusammenarbeit aus bis heute ungeklärten Gründen deutlich abkühlte.

.....
Wünsche nach Porträt-Bildern lehnte er angeblich wiederholt lakonisch ab: »Ich mache nur Kühe, Pferde und Fabriken, und all das sind Sie nicht ...«
.....

Zur Zeit der Ereignisse von Sarajewo hatte sich Rudolf Bruner-Dvořák aufgrund seiner angeschlagenen Gesundheit bereits stark aus seinem Unternehmen zurückgezogen. Das tödliche Attentat erlebte sein Bruder Jaroslav vor Ort mit, der bei Rudolf einige Jahre in die Lehre gegangen war und schließlich auch dessen Nachfolge übernahm. Die Aufnahmen, mit denen Jaroslav auch die anschließenden Unruhen auf den Straßen der bosnischen Metropole dokumentierte, sind eine wichtige zeithistorische Bildquelle. Als Rudolf Bruner-Dvořák, der als überzeugter Monarchist den für ihn so enttäuschenden Zusammenbruch Kakanien 1918 noch erlebte, drei Jahre später verstarb, fand sich weder in den Tageszeitungen noch in der Foto-Fachpresse eine Zeile zur Würdigung seiner Lebensleistung wieder.

Ein Sammler mit Passion

Wie so vieles andere beengt ein starker nationaler Geist auch die Fotografie, meint Pavel Scheufler, der nicht gerne von »tschechischer« oder »deutscher« Fotografie spricht,

◀ Kaiser Franz Joseph bei der Einweihung der Franzens-Brücke in Prag im Jahr 1901. Dem tschechischen Titel des Bildes *Prochazka na mostě* (»Spaziergang auf der Brücke«) soll der Kaiser seinen Spitznamen »Prochazka« (tsch. Spaziergang, zugleich ein verbreiteter tschechischer Familienname) verdanken.



Kaiser Wilhelm und Franz Ferdinand d'Este, wohl beim Spaziergang im Schlosspark von Konopischt/Konopiště, 1914

sondern den Begriff »Fotografie in den böhmischen Ländern« bevorzugt. Mehr als sechzig Ausstellungen und fast fünfzig Bücher hat er inzwischen dazu initiiert bzw. verfasst. Ende 2013 erschien seine Publikation mit dem Titel »Persönlichkeiten der Fotografie in den böhmischen Ländern bis zum Jahr 1918« im Verlag der Akademie der musischen Künste in Prag. Knapp 150 Fotografen und ihre Aufnahmen werden darin näher vorgestellt. Sein so kostbares Archiv harret derzeit noch in großen Teilen einer Digitalisierung; Scheufler führt die zeitaufwendige Arbeit gemeinsam mit seiner Frau und ohne Fördergelder in seiner Freizeit durch. Die Nachwelt wird es ihm danken.

Wolfgang Schwarz in Kooperation mit Pavel Scheufler

Dr. Wolfgang Schwarz ist Kulturreferent für die böhmischen Länder im Adalbert Stifter Verein in München (→ S. 56/57). Informationen zur geplanten Bruner-Dvořák-Ausstellung finden Sie auf Seite 58.

HOF, KIRCHE, NACHBARSCHAFT

Ländliche Kindheitserfahrungen bei den Ungarndeutschen

Die ungarndeutsche Landbevölkerung lebte bis in die 1940er Jahre in einem festgefügteten Wertesystem, das drei Faktoren bestimmten: bäuerliches Besitzdenken, religiöse Zugehörigkeit und multiethnisches Umfeld. Wie Kinder und Jugendliche in dieses System hineinwuchsen, zeigen drei Beispiele aus dem Donauschwäbischen Zentralmuseum in Ulm.

Henrike Hampe

Henrike Hampe ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Donauschwäbischen Zentralmuseum in Ulm (→ S. 56/57).



Familie März, Murga 1943, Donauschwäbisches Zentralmuseum Ulm

Kirchweih im ungarndeutschen Dorf Murga im Jahr 1943. Während des Festes lässt sich die Bauernfamilie März vom Fotografen ablichten. Nicht zufällig füllen die beiden üppig ausgestatteten Töchter den ganzen Vordergrund aus: Die elfjährige Katharina und vor allem die siebzehnjährige und damit heiratsfähige Schwester Elisabeth sollen im besten Licht dastehen. Fest- und Sonntage bieten den Eltern willkommene Gelegenheiten, ihre Töchter als lohnende Partie zu präsentieren. Jeden Sonntag beginnt Mutter März direkt nach dem Frühstück damit, die beiden für die Kirche anzukleiden und zu frisieren.

Ungarndeutsche Mädchen heirateten damals jung, oft schon mit sechzehn Jahren. Diese Tradition hatten die Deutschen im Laufe mehrerer Generationen von den Ungarn übernommen. Solche frühen, von den Eltern arrangierten Ehen sollten nützliche familiäre Verbindungen schaffen und dazu beitragen, den Besitz zusammenzuhalten und zu vermehren. In einigen Regionen wurde diese Strategie so weit getrieben, dass wohlhabende Bauern bewusst nur ein Kind bekamen, um das Erbe nicht teilen zu müssen.

Nicht zuletzt wurde die Erfahrungswelt der Kinder von ihrer multiethnischen Umgebung geprägt. In Ungarn war schon im 16. Jahrhundert ein interethnischer Kindertausch üblich, der zu Verständnis und Toleranz zwischen den Ethnien beitrug.

So gab die Bauernfamilie Danninger 1921 ihren zwölfjährigen Sohn Hieronymus in die Familie eines ungarischen Schuhmachers und nahm im Gegenzug dessen Sohn auf. Ein Jahr verbrachten die Jungen bei ihren Gastfamilien. Bleibendes Andenken an diese Zeit



Klara Ballings Kommunion, Palotabozsok 1935, Donauschwäbisches Zentralmuseum Ulm

Neben der bäuerlichen Ökonomie prägte das religiöse Leben die Dorfgesellschaft, in der Kinder aufwuchsen. Konfessionelle Zugehörigkeiten markierten hier schärfere Grenzen als ethnische. Die Ungarndeutschen, überwiegend katholisch, strukturierten ihr Leben durch kirchliche Rituale: vom sonntäglichen Kirchgang über Taufe und Hochzeit bis hin zum Begräbnis. Davon zeugen im Museum nicht nur viele Fotografien von Kommunion oder Konfirmation, sondern auch Gebetbücher und Wallfahrtsandenken, die Kindern gehört haben. Als wertvoller Besitz begleiteten sie ihre Eigentümer durchs Leben – auch während der Flucht und Vertreibung.



Stiefel des Tauschkindes Hieronymus Danninger, 1929, Donauschwäbisches Zentralmuseum Ulm

ist ein Paar Stiefel: Als Hieronymus Danninger nämlich heiratete, bekam er diese von seinem Tauschvater geschenkt.

IRGENDWIE WAR IMMER GEGENWIND

Mit dem Schlesier Dieter Hildebrandt hat Deutschland einen unermüdlichen Aufklärer verloren

»Man soll auf Politiker nicht hören, sondern auf sie achten.« Nach dieser Devise hat Dieter Hildebrandt Politik und Gesellschaft der Bundesrepublik Deutschland kritisch beobachtet und als einer der Letzten ein profiliertes aufklärerisches politisches Kabarett gemacht, das im Zeitalter der Comedian-Beliebigkeit fast ausgestorben ist.

Den Weg dahin prägten Erfahrungen seiner eigenen Jugend. 1927 in »Bunzlau, Niederschlesien« (wie alle Klappentexte seiner Bücher betonen) als Sohn eines Oberlandwirtschaftsrats geboren und auf dem 1935 erworbenen Bauernhof aufgewachsen, wurde er als Oberschüler und Mitglied einer HJ-Laienspielschar 1943 Flakhelfer und 1944 Soldat. Seine aus Schlesien geflüchteten Eltern fand er 1946 in der

Oberpfalz wieder. Mit dem dort nachgeholteten Abitur und spärlichem Verdienst aus Aushilfstätigkeiten begann er, ab 1949 in München Literatur- und Theaterwissenschaften zu studieren und Schauspielunterricht zu nehmen.

Als Platzanweiser im Kabarett »Die kleine Freiheit« beeindruckten ihn Erich Kästners zeitkritische Texte und die Auftritte des schlesischen Landsmanns Werner Finck (1902–1978). »Begriffe durcheinanderzuwirbeln, Sprache auseinanderzunehmen bis zur Kenntlichmachung des eigentlich Gemeinten« wurde bald auch zu Hildebrandts Markenzeichen. Mit Sammy Drechsel führte er 1956 in der »Münchener Lach- und Schießgesellschaft« kongeniale Partner zusammen – dank des Fernsehens bald deutschlandweit

geliebt von vielen und gehasst von allen, denen der Spiegel vorgehalten wurde. Gern legte sich der Schlesier Hildebrandt, der seine Jugendjahre dort nüchtern, aber nicht ohne innere Zuneigung beschrieb, mit Funktionären der Vertriebenenverbände an, die einer deutsch-polnischen Annäherung entgegentraten.

Die bissigen tagespolitischen *Notizen aus der Provinz*, die Hildebrandt von 1973 an als monatliches Soloprogramm im ZDF bestritt, lösten politische Kontroversen aus; vor der Bundestagswahl 1980 verordnete ihm die Anstalt eine »Denkpause«.

Begehrt, wie er inzwischen war, durfte Hildebrandt beim ARD-Sender Freies Berlin mit dem *Scheibenwischer* umgehend weiter für klare Sicht sorgen, auch hier freilich nicht, ohne anzuecken. Hörfunk, Film und Fernsehen, Bühnenauftritte, Publikationen und unendlich viele Lesungen waren über die Jahre bis fast zu seinem Tod am 20. November 2013 weitere Spielfelder des unermüdlichen Aufklärers.

Wie weit dieses Bemühen Erfolg hatte? »Manchmal allerdings denke ich, man hat gar keine Chance«, sinnierte er 2012 in einem Interview. Als origineller kritischer Zeuge von mehr als fünfzig Jahren politischer und gesellschaftlicher Entwicklung Deutschlands wird Dieter Hildebrandt jedenfalls weiterleben.

Albrecht Tyrell

Dr. Albrecht Tyrell war langjähriger Direktor des Oberschlesischen Landesmuseums in Ratingen und ist Vizepräsident des Vereins HAUS SCHLESIEN.

Autogrammpostkarte der Münchner Lach- und Schießgesellschaft aus dem Jahr 1964 (links: Dieter Hildebrandt), Archiv Albrecht Tyrell



PORTRÄT EINES BRÜCKENBAUERS

Professor Marek Hałub bringt seinen Studenten die Geschichte Schlesiens nahe

Bei Marek Hałubs Großeltern in Saara/Žar wurde gerade gefeiert, als eine fremde Frau mit ihrem Sohn vor der Tür stand. Die unerwarteten Gäste kamen aus Helmstedt und baten darum, einige Fotos ihres ehemaligen Hauses machen zu dürfen. Schnell kam man ins Gespräch und entdeckte Gemeinsamkeiten, denn auch die Hałubs, die aus Lemberg und Umgebung stammen, hatten ihre Heimat verlassen müssen. »Das waren ausgesprochen freundliche Leute – ich hatte mir die in der kommunistischen Propaganda allgegenwärtigen ›westdeutschen Imperialisten und Revisionisten‹ [...] ganz anders vorgestellt«, erinnert sich Hałub in dem autobiografischen Essay *Mein schlesischer Mikrokosmos*. Damals ging der 1957 in Breslau/Wrocław geborene Hałub noch zur Schule; es waren die ersten deutschen Schlesier, die er kennenlernte. Dieses Erlebnis weckte bei ihm den Wunsch, die Zeichen einer vielfältigen Kultur zu entschlüsseln, die über die Nachkriegsjahrzehnte unter den kommunistischen Herrschaftsverhältnissen Polens gezielt verschüttet worden waren.

Eine Oase der Freiheit

Das Studium der Germanistik an der Universität Breslau in den späten 1970er Jahren ermöglichte ihm die Spurensuche. Dieses Institut war für ihn immer schon, auch »in den schwierigen Zeiten der kommunistischen Verlogenheit [...] eine Art Oase der Freiheit [...]. Die Breslauer Germanistik befasste sich ganz undoktrinär mit Schlesien.« Dennoch eröffneten sich nach 1989 ganz neue Zugangsweisen und Möglichkeiten einer Auseinandersetzung mit der kulturellen Vergangenheit Schlesiens: »Die Wende weckte

eher das Interesse der Schlesier an ihrer Heimat. Die Bewohner Nieder- und Oberschlesiens konnten nun, befreit von dem engen kommunistischen Korsett, ohne jegliche Einschränkungen alle Fragen und Antworten zur regionalen Identität formulieren.« Heute ist Prof. Dr. habil. Hałub Leiter des Lehrstuhls für Kultur der deutschsprachigen Länder und Schlesiens/Zakład Kultury Krajów Niemieckojęzycznych i Śląska am Germanistischen Institut der Universität Breslau. Seit Jahrzehnten leistet er beispielhafte polnisch-deutsche Brückenarbeit auf wissenschaftlichem Niveau. Ganz selbstverständlich werden dabei intensive wissenschaftliche Kontakte zu mehreren deutschen Universitäten und wissenschaftlichen Institutionen gepflegt; bislang hielt er in Deutschland über 100 Gastvorträge. Nicht zuletzt betreibt Professor Hałub eine breite Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses an seinem Institut und hat mittlerweile über 400 Masterarbeiten betreut, die überwiegend die schlesische Kulturgeschichte thematisieren.

Dankesbriefe an die Zeitzeugen

Ein fester Bestandteil des Lehrplans der Kultur- und Landeskunde Schlesiens ist seit dem Jahr 1999 das Angebot, an den *Schlesischen Begegnungen* in Königswinter-Heisterbacherrott teilzunehmen. Die einwöchigen, jährlich stattfindenden Seminare im HAUS SCHLESIEN stehen unter dem Vorzeichen der Verständigung mit den polnischen Schlesiern und werden vom Bundesministerium des Innern gefördert. HAUS SCHLESIEN konzipiert und organisiert seit 1996 die aus Vorträgen, Exkursionen und Arbeitskreisen bestehenden Programme. Außer



Professor Marek Hałub, Foto: privat

der Universität Breslau nehmen weitere Hochschulen aus Ober- und Niederschlesien dieses Seminarangebot wahr. Mittlerweile haben 133 Gruppen und damit insgesamt rund 4 550 Studenten die *Schlesischen Begegnungen* miterlebt.

Diese grenzübergreifende Arbeit mit der jungen Generation, die von Marek Hałub mit großem Engagement unterstützt und begleitet wird, werden angesichts der nicht immer spannungsfreien Beziehungen zwischen Deutschland und Polen auch künftig wichtig sein. Viele Studenten schreiben herzliche Dankesbriefe an die Zeitzeugen, die sie bei den Seminaren kennenlernen – ein kleines Beispiel dafür, dass

Alle Fotos auf der rechten Seite hat Bernadett Fischer während der *Schlesischen Begegnungen* mit Studenten aus Breslau/Wrocław im Jahr 2013 aufgenommen.

- ① Stereotype in der gegenseitigen Wahrnehmung von Deutschen und Polen werden in Form einer Talkshow vorgetragen.
- ② Kein »alter Zopf«: In einer fingierten Schulstunde müssen die »Schülerinnen« Fragen zum Thema Europa beantworten.
- ③ Welche Länder sind wann der EU beigetreten? Das Thema Europäische Einigung nimmt einen breiten Platz ein.

solche persönlichen Begegnungen auf fruchtbaren Boden fallen. Waren die ersten Gruppen in den 1990er Jahren bei ihrem Besuch im HAUS SCHLESIEIEN häufig noch skeptisch, so kommen jetzt weltoffene junge Menschen, die sich für identifikationsstiftende Traditionen und Besonderheiten ihrer Heimatregion Schlesien interessieren. Auch heute noch ist es für viele der erste Auslandsaufenthalt und damit eine erste Möglichkeit zu erleben, was durch Kooperationen auf kultureller und wissenschaftlicher Ebene alles möglich ist.

Einsatz, der nachwirkt

Manche Gruppenleiter der *Schlesischen Begegnungen* waren selbst vor einigen Jahren als Teilnehmer dabei; einige der Studenten absolvieren später ein mehrwöchiges Praktikum im HAUS SCHLESIEIEN. Der Lehrstuhl von Marek Hałub erhielt im Jahr 2007 den Sonderpreis des Kulturpreises Schlesien des Landes Niedersachsen, der seit 1977 verliehen wird. Heute verbindet diese Auszeichnung Deutsche und Polen, Künstler und Wissenschaftler – Menschen

beider Nationen, die sich in besonderer Weise für den Erhalt und die Erforschung schlesischen Kulturguts engagieren oder sich künstlerisch damit auseinandersetzen. Durch seine nachhaltigen Initiativen hat Professor Marek Hałub einen bedeutenden Anteil an der positiven Entwicklung der Beschäftigung mit Schlesien und den fruchtbaren Beziehungen zwischen polnischen und deutschen Wissenschaftlern. Er leistet damit einen entscheidenden Beitrag zu einer Normalität der deutsch-polnischen Beziehungen – auch in den Nachfolgenerationen.

Nicola Remig

Nicola Remig ist Leiterin des Dokumentations- und Informationszentrums für schlesische Landeskunde am HAUS SCHLESIEIEN in Königswinter-Heisterbacherrott.

Die Zitate wurden dem von Marek Hałub und Matthias Weber herausgegebenen Band *Mein Schlesien – meine Schlesier. Zugänge und Sichtweisen* entnommen, der 2011 im Leipziger Universitätsverlag erschienen ist.



①



②



③

MEIN LIEBER SOHN UND KAMERAD

Personalisierte Geschichte im Pommerschen Landesmuseum

Die Millionenzahl Gefallener, Verwundeter und ziviler Opfer beider Kriege dieses Jahrhunderts kann trotz allen Grauens beim Museumsbesucher leicht den Eindruck des Unpersönlichen erwecken. Ein probates Mittel, dem zu begegnen, ist die »Personalisierung« von Geschichte. Ein Beispiel aus dem Ersten Weltkrieg zeigt, wie die Mitarbeiter des Pommerschen Landesmuseums Greifswald bei der Vorbereitung ihrer Dauerausstellung über die pommersche Landesgeschichte des 20. Jahrhunderts dieses Prinzip umsetzen.

Vater Ernst und Sohn Otto der Stralsunder Familie Schiel wurden zeitgleich 1916 eingezogen. In ihrem Briefwechsel miteinander, nach Hause und mit Freunden berichteten sie über ihre Fronterlebnisse und teilten ihre Hoffnungen und Wünsche mit. Die ebenso erhaltenen Antworten aus Stralsund zeichnen ein Bild der sogenannten Heimatfront. Ohne die Pakete mit Lebensmitteln, Seife oder anderen

Gebrauchsartikeln den Frontsoldaten hätten noch mehr Menschen zu Hause gehungert. Zu Herzen gehend ist die Sorge der Ehefrau und Mutter Emma um ihre im Felde stehenden Lieben, aber auch die Hoffnung auf gesunde Wiederkehr. Die Briefe sind durch ihre Authentizität und gerade, ungekünstelte Schreibweise ein fesselndes Zeitbild.

Auszüge aus den Briefen werden in der Ausstellung zu lesen und zu hören sein. Außerdem hat der Nachkomme der Protagonisten, Eberhard Schiel, persönliche Gegenstände seines Vaters für die Ausstellung zur Verfügung gestellt.

Heiko Wartenberg

Heiko Wartenberg ist Archivar am Pommerschen Landesmuseums in Greifswald. Für die Bereitstellung der Fotos danken wir Herrn Eberhard Schiel, Stralsund. Die Zitate stammen aus dem von Eberhard Schiel veröffentlichten Briefwechsel *Mein lieber Sohn und Kamerad* (1996).



Otto Schiel als Rekrut, 1916



Ernst Schiel als MG-Richtschütze, 1916

Vater an Sohn, 18.6.16, Swinemünde

»Mein lieber Junge und Kamerad! [...] Wenn es mal schlecht geht[,] mein Junge[,] schreibe mir nicht an Mutting davon. Ihr ist das Herz so schon schwer genug. Also darum immer schreiben, es geht sehr gut, ich mach es auch so [...].«

Vater an Sohn, 25.4.1917, Frankreich

»Ich wünsche nur[,] mein lieber Junge[,] dass Dir die Entbehrungen und Strapazen sowie Gefahren erspart bleiben. Ich habe den Tod schon oft ins Angesicht gesehen, 1/3 unser Komp. ist tot oder verwundet [...]. Ein Granatsplitter prallte an meinem Stahlhelm ab [...].«

Otto an seinen Onkel, 9.8.14, Stralsund

»Hier sammelten sich aber auch über 20 000 Soldaten. Die ganze Prima des Gymnasiums [...]. Auch Studenten aus Greifswald dienen hier [...] wie freudig auch unsere 42-er gestern zur französischen Grenze fuhren [...]. Wir werden denen, die den Krieg leichtsinnig heraufbeschworen haben[,] zeigen, was es heißt, mit den Soldaten Kaiser Wilhelms anzubinden.«



Mutter an Sohn, 13.11.17, Stralsund

»Am Freitag erhielt ich ein kleines Paket mit Mehl von Dir. Heute ein Paket mit Seifenpulver. Otting habe vielen Dank[,] habe mich riesig gefreut. Seifenpulver giebs hier auch nicht mehr [...].«

Mutter an Sohn, 15.11.17, Stralsund

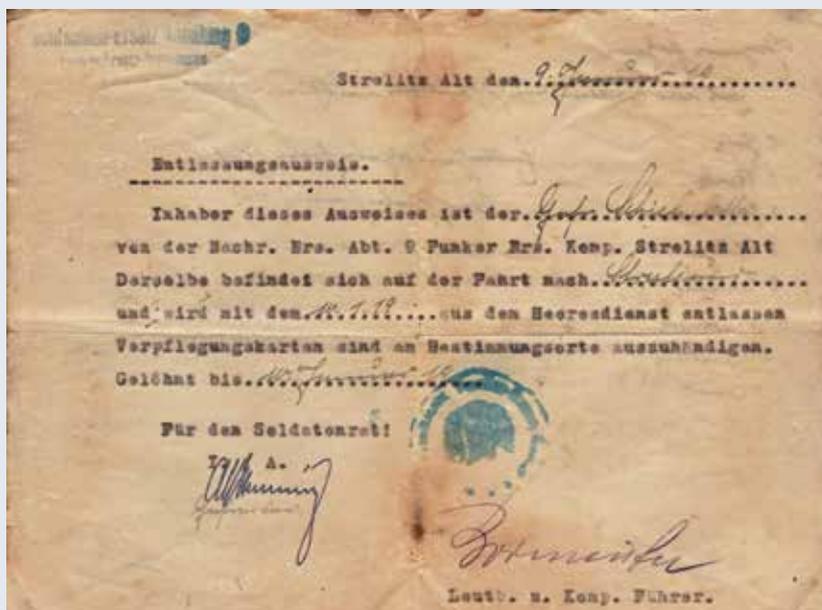
»[...] na laß man mein lieber Junge[,] wenn der Krieg erst zu Ende ist, bleibst Du auch erst zu Hause[,] schläfst ordentlich lange, gehst spazieren[,] wenn Du wieder kommst[,] hat Mutting schönes Mittag fertig, Backen uns ein Kuchen zu Kaffee.«

Mutter an Sohn, 21.10.18 Stralsund

»[...] wir dachten[,] jetzt wird es Frieden [...] Bulgarien ist schon zwischen raus[,] Österreich wird es nicht anders machen – und Deutschland allein? – Unmöglich! Nun Otting die Grippe herrscht hier furchtbar[,] Menschen sterben wie die Fliegen[,] ist gerade als wenn die Natur es fordert. Die jungen Männer sterben Draußen[,] die jungen Mädchen hier, gerade im Alter von 15 – 25 Jahre.«

Familie Schiel (ohne Sohn Otto) beim Sonntagsurlaub des Vaters, 1916

Mutter an Sohn, 27.11.18, Stralsund
»Mein lieber Otting! Gott sei dank[,] das ich Nachricht von Dir habe und schon aus Deutschland. Vatting ist auch in Sicherheit [...]. Hier werden heute abend die 42. erwartet[,] Die Stadt ist Festlich geschmückt. Vielleicht kommst Du auch bald[,] mein Junge.«



Entlassungsschein für Otto Schiel, 1919



SCHAUFENSTER ENKELGENERATION

Ein Filmprojekt des Goethe-Instituts über deutschsprachige Jugendliche aus dem östlichen Europa

Mit seinem regionalen Internetfilmprojekt *Sprache und Identität – Schaufenster Enkelgeneration* richtet das Goethe-Institut einen besonderen Fokus auf die dritte Generation der deutschsprachigen Minderheiten im östlichen Europa. Jugendliche aus der Tschechischen Republik, der Slowakischen Republik, aus Polen und Ungarn im Alter zwischen achtzehn und 35 Jahren geben als Vertreter der »Enkelgeneration« Auskunft, welche identitätsstiftende Rolle die deutsche Sprache für sie heute noch besitzt.

In Europa angekommen

Die Enkel erzählen in den sensibel umgesetzten Kurzfilmen auf sehr persönliche Weise, wie sie Deutsch gelernt haben, welchen Raum die Anwendung der deutschen Sprache in ihrem heutigen Alltag einnimmt und in welchen Zusammenhängen sie überwiegend Deutsch sprechen. Die Porträtierten berichten, wie ihre eigenen Eltern und Großeltern den familiären Sprachschatz gepflegt und weitergegeben haben. Die Filme zeigen anschaulich, welchen Stellenwert die

deutsche Sprache für das eigene Leben der dritten Generation deutschsprachiger Minderheiten im östlichen Europa hat. Außerdem wird der Frage nachgegangen, inwieweit die eigene Mehrsprachigkeit und Bilingualität als wertvolles Gut und als nutzbringender Mehrwert in einem heutigen Europa bewertet wird.

Die 2012/2013 gefilmten Kurzporträts dokumentieren die ganze Bandbreite dessen, was das sprachliche Selbstverständnis junger Minderheiten-Angehöriger im östlichen Europa ausmacht. Vom selbstbewussten Bekenntnis der Zugehörigkeit zur deutschen Minderheit und dem Gebrauch des eigenen Dialektes als »Familiensprache« über eine weltoffene und grenzüberschreitende bilinguale Identität bis hin zu dem Befund, dass die eigenen kulturellen und sprachlichen Wurzeln nur rudimentär im Gedächtnis sind, vertreten die Porträtierten ein breites Spektrum an individuellen Befindlichkeiten.

Die Kurzdokumentationen zeigen darüber hinaus eindrucksvoll, wie schwer es einigen der Befragten fällt,

die eigene mehrsprachige Identität im »Dazwischen« zu verorten. Kulturelle und sprachliche Wurzeln setzen zwar noch den biografischen Rahmen und bieten privaten und familiären Rückhalt. Gleichzeitig belegen aber die Lebensgeschichten der Porträtierten, dass die dritte Generation der deutschsprachigen Minderheiten längst in einem grenzoffenen, mehrsprachigen Europa angekommen ist und selbstbewusst begonnen hat, sich des eigenen mehrsprachigen Erbes zu vergewissern.

Das regionale Internetfilmprojekt wird seit 2012 mit Sondermitteln des Auswärtigen Amtes zur Förderung deutscher Minderheiten in Mitteleuropa, Osteuropa und Zentralasien finanziert. 2014 werden die Filmaufnahmen auf die Länder Slowenien, Lettland, Estland und Litauen ausgedehnt.

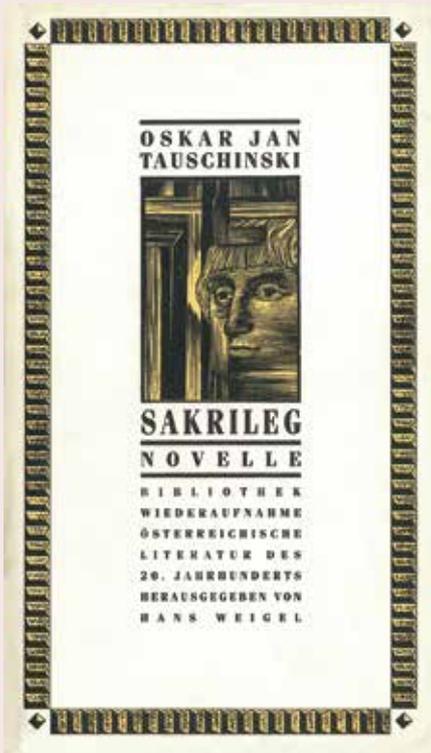
Susan Zerwinsky

Susan Zerwinsky ist Referentin am Prager Goethe-Institut und Projektkoordinatorin von *Schaufenster Enkelgeneration*.

Mehr zum Projekt erfahren Sie unter
www.goethe.de/polen/enkelgeneration
www.goethe.de/slowakei/enkelgeneration
www.goethe.de/tschechien/enkelgeneration
www.goethe.de/ungarn/enkelgeneration

»Wie die dritte Generation es sieht«: Die Werbepostkarte des Filmprojekts zeigt Hana, Ines, Sandra und Ondra, vier der porträtierten Jugendlichen aus Tschechien. © Goethe-Institut

BOTSCHAFTER ZWISCHEN DEN KULTUREN



Einband einer deutschsprachigen Ausgabe von *Sakrileg*, erschienen 1990 im Verlag Jungbrunnen, Wien und München

Über seine Schulzeit in Danzig schrieb der österreichische Schriftsteller Oskar Jan Tauschinski später: »Es war ein einziges polnisches Gymnasium [...] und unstreitig viel besser als diese preußischen Schulen. [...] Ich hatte viele deutsche und polnische Freunde. [...] Dieses Danzig war weder deutsch noch polnisch.«

Dieser Lebensabschnitt prägte den am 8. Juni 1914 in Żabokruki (Galizien) geborenen Tauschinski, der in seinem Schaffen die vielschichtigen und vielsprachigen Einflüsse seines wechselvollen Aufwachsens vereinte. Auch wenn er als Autor überwiegend in Wien wirkte, lebt sein Werk von den literarischen Schätzen, die er als kultureller Grenzgänger zu bergen wusste.

Sein Debüt als Biograf gab Tauschinski 1964 mit dem Titel *Friede ist meine Botschaft. Bertha Suttners Leben und Werk*. Seine vielleicht berühmteste

Novelle *Sakrileg* (entstanden 1959) atmet die Atmosphäre und Sagenwelt des historischen Danzig. In seinem *Jüngling im Baumstamm* (1969) versammelte er Nachdichtungen polnischer Märchen. Zahlreich sind zudem seine Übersetzungen; so übertrug er als einer der Ersten den polnischen Dichter Stanisław Lec ins Deutsche. In seinen Texten *Die Variation* (1973) und *Zur Taube* schließlich verarbeitete er seine Erfahrungen aus dem Zweiten Weltkrieg. Damals hatte er auf polnischer Seite gegen die Nazis gekämpft.

Als Autor, Übersetzer und Biograf wirkte Oskar Jan Tauschinski als ein Grenzgänger, als Vermittler und Bindeglied zwischen deutscher und polnischsprachiger Literatur. 1993 starb er in Wien. In seiner Rolle als Botschafter zwischen den Kulturen wird er von der Forschung gerade erst entdeckt.

Leo Schwarz

AUF DEM KAMPFPLATZ IHRER ZEIT



Oft werfen die großen Katastrophen der Geschichte schon lange vor ihrem eigentlichen Eintreten die ersten Schatten. Und oft bilden die Leben der Einzelnen die großen Kämpfe ihrer Epochen ab.

So stand die Pazifistin Bertha von Suttner wie wohl kaum eine andere Person an allen Fronten auf dem Kampfplatz ihrer Zeit. Geboren 1843 in Prag als Tochter eines Grafen und einer Bürgerlichen, genoss sie die Ausbildung einer jungen Aristokratin, erhielt jedoch aufgrund ihrer gemischten Abkunft nie recht Zugang zu den höchsten Adelskreisen. Auf ihrem wechselvollen Weg von der verwöhnten Komtesse über die harten Jahre, die sie mit ihrem Mann im Kaukasus verbrachte, bis hin zur liberalen Schriftstellerin entfremdete sie sich zunehmend von der anachronistischen Welt der Ständegesellschaft.

Zu ihrer eigentlichen Lebensaufgabe wurde jedoch der leidenschaftlichen Kampf gegen den Krieg. Mit zahlreichen Büchern wie *Das Maschinenzeitalter* und *Die Waffen nieder!*

(beide 1889) wurde sie zu einer Vorreiterin des Pazifismus in Europa und zum Feindbild der Nationalisten. 1905 erhielt sie für ihren unermüdlichen Kampf gegen die Kriegslust des hochgerüsteten Europa als erste Frau den Friedensnobelpreis. Bertha von Suttner wurde zu Lebzeiten oft belächelt, doch die Geschichte gab ihr auf tragische Weise recht. Ihr Tod am 21. Juni 1914 ersparte ihr die Erfahrung des Ersten Weltkriegs, des Scheiterns all ihrer Bemühungen.

Leo Schwarz

Leo Schwarz absolviert an der Viadrina in Frankfurt (Oder) den Masterstudiengang Soziokulturelle Studien.



BEDRÄNGNIS UND BEFREIUNG

Der Erste Weltkrieg in Ostpreußen. Objekte erzählen Geschichte

Im Sommer 1914, als das Deutsche Reich eine Woge von Hurratriotismus erfasste, herrschte an der Grenze im Osten große Angst. Von Triumph und Siegesgewissheit war wenig zu spüren, wo die Kriegsgefahr sprichwörtlich vor der eigenen Haustür lauerte. Während sich Deutschland vorwiegend auf die Kriegseignisse an den westlichen Fronten konzentrierte, plante Russland die militärische Einkreisung Ostpreußens von zwei Seiten. Nach der Mobilmachung am 1. August 1914 überschritten kleinere russische Einheiten bereits die ostpreußischen Grenzen. Von Osten her rückte die 1. russische Njemen-Armee unter General Paul Karl von Rennenkampff vor und erreichte die Linie Alle und Deime östlich von Gumbinnen, die Narew-Armee Alexander Samsonows von Süden aus. Dabei sollte die Njemen-Armee die Provinz erobern, um beide Armeen

schließlich in Königsberg vereinigen zu können. Da Ostpreußen weitgehend ungesichert war, hatten die russischen Truppen anfangs leichtes Spiel, große Teile des Südens und Ostens der Provinz zu besetzen. Am 20. August 1914 endete die Schlacht bei Gumbinnen für die deutsche Seite unglücklich und mit einem Rückzug.

Im südwestlichen Masuren überschritt die Narew-Armee am 20. August 1914 in breiter Front die Grenze. Rasch versuchte die deutsche Seite, ihre wenigen Kräfte zu reorganisieren. Für diesen Zweck gelang es der Obersten Heeresleitung, den bereits pensionierten Paul von Hindenburg erneut in die militärische Pflicht als Oberbefehlshaber zu nehmen. Während der unter dem Oberbegriff »Schlacht



Im Schutz der Waffen, Öl/Leinwand, 1915 (203 x 123 cm). Ostpreußisches Landesmuseum, Lüneburg

Einen Beleg für die intensive Anteilnahme am Kriegsschicksal Ostpreußens stellt das Gemälde *Im Schutz der Waffen* von Lovis Corinth dar. Der Maler verfolgte von Berlin aus das Geschehen in seiner ostpreußischen Heimat, an der er gefühlsmäßig stark hing, vor allem auch die Zerstörung seiner Geburtsstadt Tapiau (heute Russland). Der Sohn Thomas Corinth vermerkt dazu in einer Dokumentation: »1915 Corinth malt ›Im Schutz der Waffen‹ (WKK 656); diesem Bild hatte Lovis den Untertitel gegeben ›Erinnerung an den Überfall in Memel«. Demzufolge bezog sich der Maler auf den letzten russischen Angriff auf Ostpreußen, das Vordringen auf Memel vom 17. bis 21. März 1915.

Im allegorisch gemeinten Bild kombinierte Corinth zwei Gestaltungsaufgaben, die ihn lange in seinem Werk beschäftigten: den weiblichen Akt und die Figur in Ritterrüstung. Hier steht der Ritter für das deutsche Heer, das die schutzlose (nackte) Provinz Ostpreußen bewacht. Die Wahl der Figuren ist also recht traditionell. Das Bild war offenbar nicht für eine öffentliche Propaganda vorgesehen, da es erst 1918 zum ersten Mal ausgestellt und zu Corinths Lebzeiten überhaupt nur drei Mal gezeigt wurde. Es blieb im Besitz der Familie Corinth bis 1988.

Ebenso persönlich und emotional war der Text, den Corinth unter dem Eindruck der Kriegseignisse im Raum seiner Heimatstadt Tapiau (27. August bis 9. September 1914) schrieb. Er veröffentlichte ihn 1920 in seinen *Gesammelten Schriften*. »Das ist mir nie an der Wiege gesungen, dass mein kleiner Geburtsort Tapiau neben dem Vergnügen, mich zur Welt gebracht zu haben, auch der Ort einer grimmigen Schlacht sein wird. Der Herr wird denen, die auf ihn bauen, Stärke verleihen, die russischen Heere gleich einer Herde ohne Hirten aus dem Orte zu jagen und zu vernichten.«

von Tannenberg« zusammengefassten Kriegereignisse vom 26. bis 30. August 1914 gelang Hindenburg die Umzingelung der Armee Samsonows. Binnen weniger Tage war die russische Narew-Armee vernichtend geschlagen und das westliche Masuren von russischer Besatzung befreit. Während der Kämpfe dieser Tage, die in der Militärgeschichte als Sieg der zahlenmäßig unterlegenen Deutschen gerühmt wurden, fielen 120 000 russische Soldaten, 90 000 gerieten in deutsche Kriegsgefangenschaft. Auf deutscher Seite waren 13 058 Tote zu beklagen.

Dieser mörderischen Schlacht und dem Schicksal der Narew-Armee setzte der russische Nobelpreisträger Alexander Solschenizyn ein bleibendes literarisches Denkmal. In seinem Roman *August Vierzehn* beschreibt er die Strukturen hinter der Front und das tragische Ende des Befehlshabers der Narew-Armee, General Samsonows. Als sich die vernichtende Niederlage seiner Armee abzeichnete, nahm dieser alle Schuld auf sich und wählte den Freitod in der Nähe der Försterei Karolinenhof bei Willenberg.

Kaum hatte sich der Pulverdampf im westlichen Masuren verzogen, richtete Hindenburg sein Augenmerk auf die Befreiung der ostmasurischen Kreise Johannisburg, Lyck und Oletzko, die von der Njemen-Armee seit dem 19. August 1914 besetzt waren. Am 12. September 1914 befreiten deutsche Truppen Gumbinnen. Als Folge der »Schlacht an den Masurischen Seen« (8. bis 11. September) gelang es den deutschen Truppen, mit ihrem Sieg über die Rennenkampff-Armee ganz Ostpreußen von russischer Besatzung zu befreien.

Kaum kamen die Ostpreußen zum Aufatmen, wurde derselbe Fehler noch einmal begangen: Die deutschen Truppen – siegesgewiss nach der Befreiung – ließen die Provinz abermals ohne ausreichenden Schutz zurück. Daher gelang es Rennenkampff mit den Resten seiner Njemen-Armee noch einmal im Oktober 1914, in die östlichste deutsche Provinz einzudringen. Ein dritter Einmarsch glückte den Russen, diesmal unter General Sievers, im November 1914. Wiederum drang man von Süden und Osten vor, wiederum war auch Masuren das Hauptgebiet. Östlich der Feste Boyen bei Lötzen fand zum ersten Mal während der Kämpfe an den östlichen Fronten ein Stellungskrieg statt.



Patenschaftsteller, Porzellan, 1915 (Ø 26,5 cm). Ostpreußisches Landesmuseum, Lüneburg

Zu Beginn des Ersten Weltkriegs wurden etwa zwei Drittel der Provinz Ostpreußen von russischen Truppen besetzt. Zweimal, im Sommer 1914 und im folgenden Winter, ergriffen hunderttausende Einwohner die Flucht. Im Februar/März 1915 gelang es endgültig, den Feind zu vertreiben. Schwere Zerstörungen waren die Folge der Besetzungen und Kriegshandlungen. 39 Städte und etwa 1 900 Dörfer waren betroffen.

Schon im Herbst 1914 begann neben der staatlichen Wiederaufbauhilfe eine großangelegte private Hilfsaktion. Die Ostpreußenhilfe wurde Dachorganisation von schließlich 61 Patenschaftsvereinen in ganz Deutschland. Diese unterstützten bis Mitte der 1920er Jahre den Wiederaufbau Ostpreußens.

Viele Hilfsvereine ließen bei der Königlich Porzellan-Manufaktur in Berlin (KPM) sogenannte Patenschaftsteller herstellen, die sie verkauften, um Spendengelder einzunehmen, oder als Anerkennung für besonderes Engagement in der Hilfsaktion verschenkten. Jeder Teller trägt ein Zitat aus einem etwas pathetisch abgefassten Telegramm Kaiser Wilhelms II. anlässlich seines Besuchs der zerstörten ostpreußischen Stadt Lötzen am 16. Februar 1915: »Ich weiß mich mit jedem Deutschen eins, wenn ich gelobe, dass das, was Menschenkraft vermag, geschehen wird, um in Ostpreußen neues frisches Leben aus den Ruinen entstehen zu lassen.«



Das Porträt des Generals Paul von Hindenburg malte der bekannte deutsche Impressionist Ernst Bischoff-Culm (1870–1917) nach der Schlacht bei Tannenberg und der Schlacht an den Masurischen Seen in Ostpreußen – und kurz nach Hindenburgs Ernennung zum Generalfeldmarschall am 27. November 1914. Mit der in Ostpreußen schlagartig wachsenden Popularität Hindenburgs als »Befreier« nahm auch die Nachfrage nach bildlichen Darstellungen zu. Dass ein sehr bekannter Berliner Maler aus dem Kreis der Sezession als Porträtist gewählt wurde, spricht für den hohen Rang dieser Aufgabe. Ernst Bischoff, der seinem Namen noch seinen an der Weichsel in Westpreußen (heute Polen) gelegenen Geburtsort Culm hinzufügte, studierte an der Kunstakademie in Königsberg und Berlin und gehörte dann zum Kreis der Berliner Sezession, neben Max Liebermann, Lovis Corinth und anderen. Er zählt zu den wichtigen Künstlern, die ab Ende des 19. Jahrhunderts die Künstlerkolonie Nidden auf der Kurischen Nehrung (heute Litauen) bekannt machten. Das Gemälde hing jahrzehntelang in einer Berliner Villa, wo es bei Kriegsende 1945 von einem sowjetischen Soldaten zweimal durchschossen wurde.

Ernst Bischoff-Culm, Portrait Paul von Hindenburg, Öl/Leinwand, 1914/15 (135 x 104 cm). Ostpreußisches Landesmuseum, Lüneburg

Während der »Masurischen Winterschlacht« (7. bis 21. Februar 1915) gelang Hindenburg zum zweiten Mal die Befreiung Ostpreußens von russischen Truppen.

Ostpreußen war nunmehr endgültig frei. Aber euphorischer Siegestaumel wollte nicht aufkommen. Die Kampfhandlungen hinterließen eine Landschaft in Trümmern. Hunderttausende Ostpreußen befanden sich auf der Flucht. Flüchtlingskolonnen bestimmten das Bild, die teilweise bis in westlich gelegene Teile Norddeutschlands evakuiert wurden. Für hunderttausende Familien wurde Heimat- und Obdachlosigkeit zu einer tragischen Realität. Zahlreiche Zivilisten wurden von russischen Truppen als Spione ermordet, einige tausend nach Sibirien deportiert. Bereits 1914 erfolgte die Einsetzung einer Kriegsschadens-Kommission, deren Aufgabe die Feststellung der Verluste war. Dadurch konnte das ganze Ausmaß der Katastrophe ermessen werden. Für die Gesamtprovinz belief sich der Schaden auf 1,5 Milliarden Mark. Etwa 1 500 Zivilisten waren der russischen Besatzung zum Opfer gefallen, wobei die Grenzkreise Ortelsburg, Lyck und Pillkallen an der Spitze standen. Dramatische Auswirkungen hatte der Pferde- und Viehverlust: 135 000 Pferde, 250 000 Kühe und 200 000 Schweine, deren Tod die Versorgungslage ernsthaft gefährdete.

Für die Ostpreußen bestand ein gravierender Unterschied zum übrigen Deutschland: Hier befanden sich die Soldatenfriedhöfe vor der Haustür. Die Erfahrungen des Ersten Weltkriegs stellten eine Zäsur im Leben der Menschen dar. Die Ostpreußen sahen sich seit der Reichsgründung 1871 endgültig als Teil der deutschen Nation, in Freud und Leid

mit dem Schicksal Deutschlands verbunden. Letzte Reste eines vornationalen preußischen Bewusstseins schwanden zugunsten eines gesamtdeutschen Patriotismus. Der zügige Wiederaufbau – finanziert durch Regierung und private Spenden – tat ein Übriges, diesen positiven Eindruck zu verstärken. Das Grenzland feierte euphorisch seinen Helden von Tannenberg, Paul von Hindenburg, den Retter der Heimat. Ostpreußens Schicksal war unumkehrbar zu einem deutschen geworden.

Jörn Barfod und Andreas Kossert

Dr. Jörn Barfod ist Kustos am Ostpreußischen Landesmuseum in Lüneburg. Dr. Andreas Kossert ist wissenschaftlicher Mitarbeiter bei der Stiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung in Berlin (→ S. 56/57).

Ortsnamenkonkordanz

Sofern nicht anders vermerkt, liegen die genannten Orte im heutigen Polen und werden hier mit ihrer polnischen Namensvariante verzeichnet.

Gumbinnen → Gussew (russ., Oblast Kaliningrad)
 Johannesburg → Pisz
 Kulm → Chełmno
 Lötzen → Giżycko
 Nidden → Nida (lit., Litauen)
 Lyck → Ełk
 Oletzko → Olecko
 Ortelsburg → Szczytno
 Pillkallen → Dobrowolsk (russ., Oblast Kaliningrad)
 Tannenberg → Stębark
 Tapiau → Gwardesik (russ., Oblast Kaliningrad)
 Willenberg → Wielbark

FLASCHENPOST AUS GAKOWA

Die erschütternde Geschichte eines Exponats aus dem Donauschwäbischen Zentralmuseum

Vlado R. fand die Flasche im Herbst 1974 in einem Baumstumpf. Er stammt aus dem Süden des damaligen Jugoslawien und kaufte sich 1970 im nordwestlichen Teil Serbiens ein Haus mit Grundstück. Die Ortschaft Gakowa (serbisch Gakovo) liegt wenige Kilometer von der ungarischen und kroatischen Grenze entfernt. Einige Bäume auf dem Grundstück fällte Vlado R. noch im selben Jahr und lagerte die Wurzeln vor seinem Haus. Vier Jahre später, als die Wurzelballen gut getrocknet waren, machte er sich daran, sie von der Erde zu säubern und zu Brennholz zu zerhacken. Dabei entdeckte er eine durchsichtige Glasflasche mit Schnappverschluss. Auf der Flasche befand sich eine Reliefschrift: »Brauselimonade mit Fruchtgeschmack«. In der Flasche war keine Brauselimonade, vielmehr lagen ein Heiligenbildchen und ein in ungelinker Schrift mit Blaustift beschriebener Zettel darin. Die Flasche war eine Flaschenpost. Keine gewöhnliche Flaschenpost, die man zum Scherz in einen Fluss wirft. Sie zeigte der Nachwelt den Tod eines 14-jährigen Kindes an. Sie war ein Grabstein.

34 Jahre später kommt die Flasche in den Besitz des Donauschwäbischen Zentralmuseums. Die Flaschenpost ist jetzt ein Exponat, das befragt werden muss. Denn sie erzählt mehr als nur ein persönliches Schicksal.

Vlado R. hatte, wohl ohne es zu wissen, ein Grundstück am Rande eines Massengrabs erworben, in dem 5 827 Menschen – so viele sind namentlich bekannt, vermutlich waren



es mehr – verscharrt wurden. Die Menschen kamen hier nach dem Zweiten Weltkrieg, zwischen 1945 und 1948 um. Dann wuchs – im wörtlichen und im übertragenen Sinn – Gras über die Sache. Das Tito-Jugoslawien verschwieg und vertuschte den Exodus und das Massensterben der Donauschwaben nach dem Zweiten Weltkrieg.

In dem Dorf Gakowa lebten bis zum Zweiten Weltkrieg fast ausschließlich deutsche Bauern und Handwerker. Im November 1944 wurde das 2 700-Seelen-Dorf von Tito-Partisanen komplett geräumt. Ab März 1945 war Gakowa für drei Jahre ein Konzentrationslager für Deutsche aus der Batschka. Bis zu 17 000 Menschen, vor allem Frauen, Alte und Kinder wurden hier interniert. Die hygienischen Verhältnisse waren katastrophal. Typhus und andere Krankheiten brachen aus, viele Menschen starben daran.

Die Internierung der deutschen Zivilbevölkerung in Jugoslawien war eine direkte Folge des Zweiten Weltkrieges. Alle 360 000 Donauschwaben, die dort zwei Jahrhunderte lang friedlich mit Serben, Kroaten und Ungarn zusammengelebt hatten, wurden für die Verbrechen Hitler-Deutschlands verantwortlich gemacht und mit einer menschenverachtenden Kollektivstrafe belegt. Mehr als 50 000 von ihnen starben. So ist die Todesanzeige des 14-jährigen Josef Reitmann in der Flasche ein ergreifendes Dokument eines individuellen Schicksals – und gleichzeitig ist es ein Objekt, in dem sich die Geschichte wie in einem Brennglas verdichtet, in dem »große« Geschichte nicht mehr abstrakt bleibt, sondern konkret und anschaulich wird.

Christian Glass

Christian Glass ist Museumsdirektor und Geschäftsführer der Stiftung Donauschwäbisches Zentralmuseum in Ulm (→ S. 56/57).



»Josef Reitmann / geboren 1931. am 3. May in Apatin / gestorben in Gagowo / 1945. am 28. Oktober / seine Eltern sein / Peter Reitmann / geboren 1904 in Apatin / Mutter Katharina Reitmann g Schradi / geboren 1904 in Sentiwan«. Auf der Rückseite des Zettels steht geschrieben: »hir angekommen am 20 cum ersten mal / an tas Grab«.



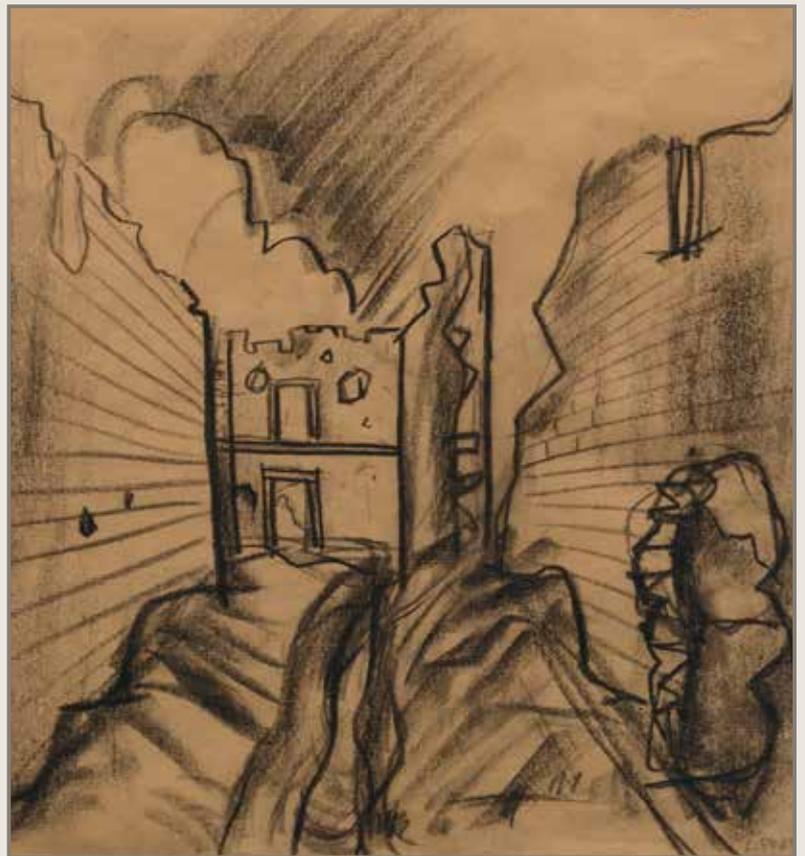
①



②



③



④

① Felix Meseck: *Gang über das Schlachtfeld*, 1916, Radierung, 22,2 × 18,5 cm (Blatt), 12,4 × 9,7 cm (Platte), Probedrucke zur Mappe *Soldaten*
 ② Max Beckmann: *Bildnis des verwundeten Schwagers Martin Tube*, 1914, Kreidelithografie, 48,2 × 32 cm (Blatt), 30,1 × 25,3 cm (Stein), © VG Bild-Kunst, Bonn 2014
 ③ Ludwig Meidner: *Die Kanone*, 1914, Rohrfeder in schwarzer Tusche, über Bleistift, 62,3 × 46 cm, © Ludwig-Meidner-Archiv, Jüdisches Museum der Stadt Frankfurt am Main
 ④ Otto Dix: *Graben zwischen Ruinen*, 1916, schwarze Kreide, 27,8 × 28,5 cm, Stiftung Dr. Heinrich Mock, © VG Bild-Kunst, Bonn 2014

Alle gezeigten Werke befinden sich in der Sammlung des Kunstforums Ostdeutsche Galerie Regensburg. Fotos: Wolfram Schmidt, Regensburg

DER ERSTE WELTKRIEG AUF PAPIER

Eine Ausstellung im Kunstforum Ostdeutsche Galerie Regensburg

»Ich war bestrebt, den Krieg sachlich darzustellen, ohne Mitleid erregen zu wollen, ohne alles Propagandistische. Ich habe vermieden, Kämpfe darzustellen. Ich wollte keine ekstatischen Übertreibungen. Ich habe Zustände dargestellt, Zustände, die der Krieg hervorgerufen hat, und die Folgen des Krieges, als Zustände«. So beschrieb Otto Dix (1891–1969) retrospektiv sein Wirken als Künstler, der wie viele seiner Generation den Ersten Weltkrieg ganz unmittelbar als Soldat erlebte. Seine Beobachtungen des Kriegsgeschehens in Frankreich, Flandern und Russland hielt Dix in über 450 Zeichnungen fest. Ein im Februar 1916 in der Champagne entstandenes Blatt befindet sich als eine der Kostbarkeiten der Grafischen Sammlung im Kunstforum Ostdeutsche Galerie in Regensburg. Mit Kreide hat Dix einen schmalen Schützengraben zwischen Häuserruinen skizziert. Sogartig ziehen die auf einen Fluchtpunkt in der Bildmitte zulaufenden, zerstörten Mauern den Blick in die Tiefe, wo sich über der zerschossenen Front eines Gebäudes dicke Wolken ballen. Mit schnellen Strichen sind die Folgen eines Kampfgeschehens erfasst. Die bewegt-unruhigen Linien korrespondieren mit dem Sujet: Die Welt in ihrer bisherigen Form ist ins Wanken geraten.

Künstler im Kampf

Den von Dix angeführten »Zuständen« wird die kleine Ausstellung nachgehen, die das Kunstforum zum 100. Jahrestag des Beginns des Ersten Weltkriegs im Herbst 2014 veranstaltet. Sie ist Teil der seit Dezember 2011 laufenden Reihe *Schaufenster*, mit der sich die Grafische Sammlung des Museums mit drei bis vier Ausstellungen im Jahr in einem eigenen Raum präsentiert. Einzelne künstlerische Positionen, Beispiele druckgrafischer Techniken und thematische Querschnitte werden im Wechsel vorgestellt. *Der Erste Weltkrieg auf Papier* wird rund zwanzig Werke vereinen, die verschiedene Aspekte des Krieges thematisieren. Willy Jaeckel (1888–1944) etwa findet in der allegorischen Figur des Hasses ein ausdrucksstarkes visuelles Äquivalent des politischen Geschehens, das Europa in einen Krieg mit rund 15 Millionen Toten trieb. Diese Lithografie war Teil der 1915 von der Berliner Secession publizierten Mappe *Krieg und Kunst*, die 48 Grafiken verschiedener Künstler vereinte. Die

dahinterstehende Intention formulierte der wohl bekannteste unter ihnen, Lovis Corinth, im Vorwort: »[U]nser graphisches Mappenwerk will nicht den Krieg in seinen aktuellen Ereignissen darstellen, sondern vielmehr die Stimmungen und Gedanken der Künstler, ob mitten im Kampf oder auch daheim, dem Publikum vermitteln.«



Dies gelingt auch Ludwig Meidner (1885–1966) eindrucksvoll mit der großformatigen Rohrfederzeichnung *Die Kanone* aus dem Jahr 1914. Meidner, der später als Infanterist eingesetzt war, entwickelt in expressiver Formensprache die apokalyptisch anmutende Szenerie eines Schlachtfeldes; als Sinnbild des allgegenwärtigen Todes reitet ein Skelett auf dem titelgebenden Geschütz.

Die Figur des einfachen Soldaten steht im Mittelpunkt von Felix Mesecks (1883–1955) Radierungen aus der Mappe *Soldaten*. Die im Kunstforum befindlichen acht Probedrucke zeigen, wie der Künstler den Feldalltag, vor allem aber Leiden und Sterben in wenigen, prägnanten Linien zu schildern vermag.

Die Folgen der Kampfhandlungen für das Individuum veranschaulicht Max Beckmann (1884–1953) im Porträt seines verwundeten Schwagers Martin Tube, der schon kurz darauf in Russland umkommen sollte. Er zeigt ihn mit bandagiertem Kopf, das Gesicht dramatisch ausgeleuchtet.

Mit diesen und weiteren Werken bietet die Ausstellung einen facettenreichen Einblick in die künstlerische Auseinandersetzung mit dem Ersten Weltkrieg auf dem Gebiet von Handzeichnung und Druckgrafik und damit zugleich in die vielfältigen Bestände der Grafischen Sammlung des Kunstforums.

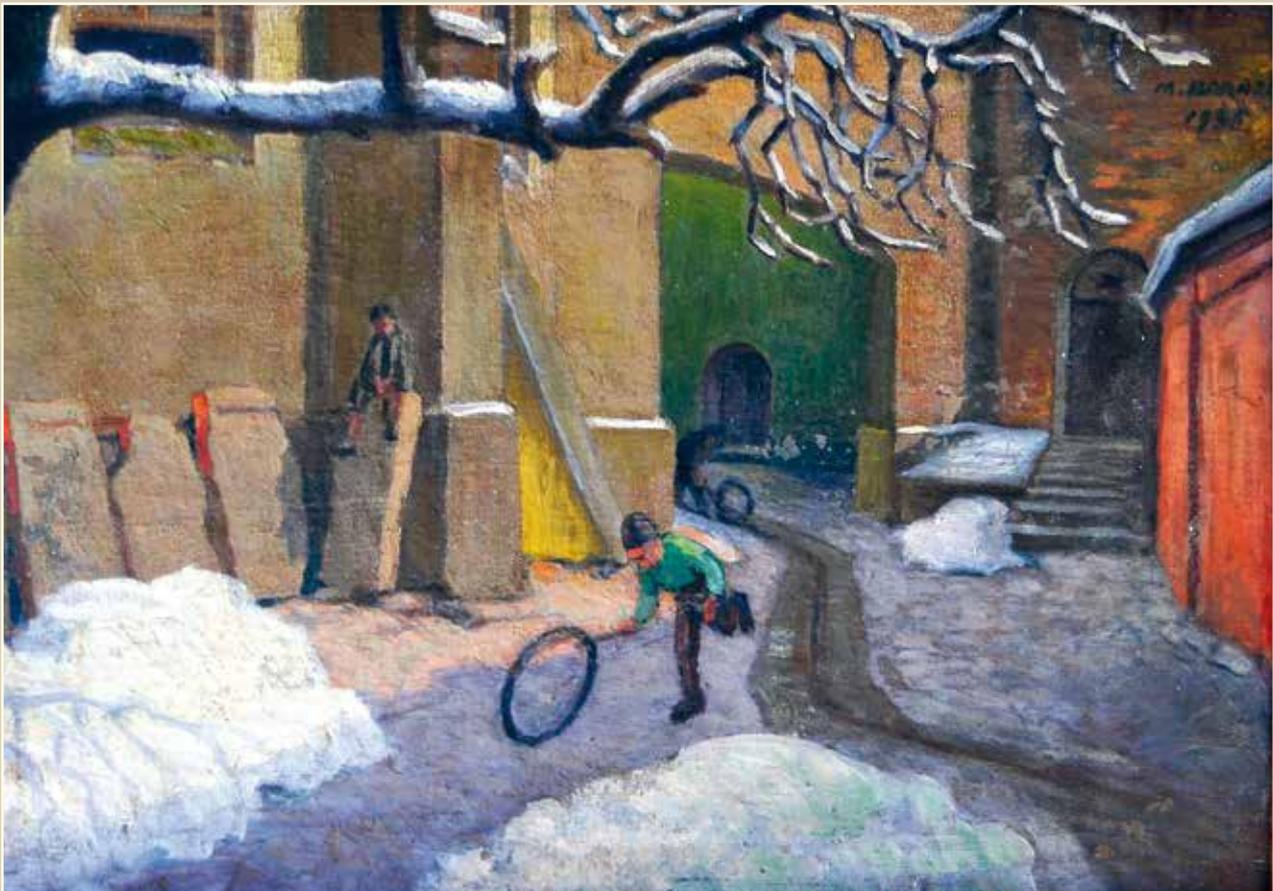
Agnes Matthias

Dr. Agnes Matthias ist Leiterin der Grafischen Sammlung des Kunstforums Ostdeutsche Galerie Regensburg (→ S. 56/57).

Die Ausstellung *Schaufenster 9: Der Erste Weltkrieg auf Papier* ist vom 4. September bis 30. November 2014 im Kunstforum Ostdeutsche Galerie Regensburg zu sehen.



Schnecken im Efeu, Öl auf Leinwand, 35 x 55 cm, nicht datiert, Harbachtal-Museum Agnetheln/Agnita, Rumänien



Pfarrhof in Mediasch, Öl auf Leinwand, 45 x 65 cm, 1935, Harbachtal-Museum Agnetheln/Agnita, Rumänien

EIN VERSCHÜTTETES TALENT

Die Wiederentdeckung des siebenbürgischen Künstlers Michael Barner (1881–1961)

Das Siebenbürgische Museum in Gundelsheim arbeitet derzeit einen umfangreichen Künstlernachlass im Harbachtal-Regionalmuseum Agnetheln/Agnita (Rumänien) auf. Eine Kooperation beider Museen mit der Heimatortsgemeinschaft Agnetheln hat sich die Wiederentdeckung eines vielseitigen Künstlers zum Ziel gesetzt, der heute außerhalb seiner engsten Heimat fast vergessen ist.

Vom Beamten zum Künstler

Dabei hatte die Künstlerkarriere des am 25. Januar 1881 im siebenbürgischen Markt Flecken Agnetheln geborenen Michael Barner vielversprechend begonnen. Die musische Begabung des Kindes aus kleinbürgerlichen Verhältnissen war früh erkannt worden. Nach Abschluss der Handelsschule schaffte er es im Jahr 1900 auf einen aussichtsreichen Beamtenposten in Budapest.

Die ungarische Hauptstadt befand sich zu diesem Zeitpunkt auf der Höhe des »Millenniumfiebers«. Die Feierlichkeiten zum tausendjährigen Bestehen der Stephanskronen förderten die Aufnahmebereitschaft der ungarischen Gesellschaft für Kunst und Kultur. Barner gab die sichere Beamtenlaufbahn auf, um mit einem staatlichen Stipendium 1903 an der Budapester Musterzeichenschule (der späteren Kunstakademie) zu studieren. Die zwei intensiv erlebten Budapester Jahre sollten ihn als Menschen prägen und für seine Entwicklung als Maler die Weichen stellen. Der Künstler fand hier eine kosmopolite Künstler- und Literatengesellschaft vor, die schon ihre Antennen

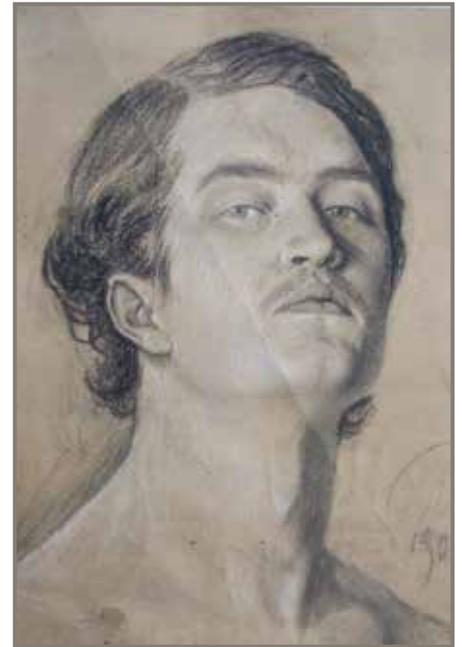
in Richtung Postimpressionismus ausgefahren hatte und die europäischen Kunstmetropolen – München, Berlin und Paris – in den Blick nahm.

Die aus dieser Zeit erhaltenen Grafiken und Gemälde verraten die Handschrift eines Künstlers, der sich gekonnt mit den aktuellen Tendenzen in der Malerei auseinandersetzte. Die 1903 entstandene Selbstporträtstudie *Junger Maler* zeigt mit leicht symbolistischem Einschlag einen selbstbewussten jungen Mann, der leicht von oben herab seine Blicke in die Welt schickt.

Von 1904 bis 1918 pflegte Michael Barner regelmäßige Kontakte zu der Malerkolonie in Nagybánya/Baia Mare in der Marmarosch. Im Winter 1907/08 vollzog er die Wende in seinem Schaffen – weg von der Porträtkunst, hin zur Farbe und zur Freilichtmalerei. Barner entwarf Visionen in gleißendem Gelb und Rot, er fing die Spiegelungen des Lichtes auf Meereswellen ein. Seine Bilder aus dieser Zeit zeugen von der Lust am Leben.

Aus der Bahn geworfen

Am Ersten Weltkrieg nahm Barner als Leutnant im 4. k. u. k. Kaiserjägerregiment teil. Das konfrontierte den hochsensiblen Künstler mit Dimensionen des Leids und der Zerstörung, die er nicht verkraften konnte. 1915 wurde er erstmals in der psychiatrischen Anstalt in Hermannstadt/Sibiu behandelt. Ein Versuch, in den 1920er Jahren in Berlin künstlerisch Fuß zu fassen, scheiterte. In den 1930er Jahren überließ ihm der Direktor der Hermannstädter Nervenheilanstalt kostenlos



Michael Barner: *Selbstbildnis*, Graphit und Silberstift, 48 x 42 cm, 1903

ein Zimmer als Logis. Die Werke dieser zwei Jahrzehnte zehren noch von der expressiven Erfahrungswelt der Vorkriegszeit, hin und wieder bricht sich das verschüttete Talent Barners in emblematischen Dorf- und Städtelandschaften Bahn. Die späteren Jahrzehnte verbrachte der mittellose Künstler, beherbergt und geduldet von seiner Familie, in Agnetheln. Für den Preis einer Mahlzeit malte er den Hausfrauen im Ort Blumenbilder.

Michael Barner starb am 6. Juli 1961 vereinsamt in einem Altenheim bei Mediasch/Mediaș in Siebenbürgen.

Irmgard Sedler

Dr. Irmgard Sedler ist Vorstandsvorsitzende des Siebenbürgischen Museums in Gundelsheim und Direktorin des Museums im Kleihues-Bau, Kornwestheim.

BESCHIEDENE EITELKEIT

Von der schönen Mühsal des Übersetzens aus osteuropäischen Sprachen

Globalisiert ist heute alles, der Markt und die ökologische Katastrophe, die technische Entwicklung und die terroristische Bedrohung, selbst die Kunst und die Literatur – so merkwürdig das erscheint, wo diese doch in verschiedenen Sprachen stattfindet. Für den Transfer aus der einen in die andere braucht es Dienstleister. Dass diese viel leisten und wenig verdienen, liegt in der Unnatur der Sache. Schließlich ist, wenn sie zum Einsatz kommen, das Geschäft gerade erst angebahnt, und niemand weiß, was es abwirft.

Übersetzen, das kann jeder, selbst wenn er nur eine Sprache kennt. Das tut auch jeder, selbst wenn er fremde Texte liest. Lesen ist immer Übersetzen, weil ein jeder seine eigene innere Sprache hat, in die er unwillkürlich alles holen, also übersetzen muss, was von fremdem Gemüt empfunden, fremdem Hirn erdacht und fremder Hand aufgezeichnet ist. Nur dann kann er es mit dem Urheber teilen, nur so kann er daran teilhaben. Schon Lesen also ist zwiefältig, auch wenn man dabei allein auf sich gestellt ist.

Offen und standfest zugleich

Zugegeben, das alles klingt einerseits plausibel, andererseits falsch provokant und deshalb dem Ernst des Themas nicht angemessen. Dennoch: Auch aus der Sicht dessen, der sich in seiner Übersetzerei im Spannungsfeld zwischen zwei Sprachen als Dritter bewegt, sich also »dreifältig« betätigt, sozusagen im Dreieck springt, ist es der Kern der schönen Mühsal. Denn beim Übersetzen kommt es entgegen landläufiger Anschauung nicht darauf an, Entsprechungen zwischen zwei Sprachen zu finden. Vielmehr muss dieser Dritte, der Übersetzer, sich zwischen zwei Sprachen und die mit ihnen korrespondierenden Wirklichkeiten stellen,

er muss eine Stellung einnehmen und ausbauen, die nach beiden und noch viel mehr Seiten offen, zugleich aber auch in sich schlüssig und solide ist.

Seine Offenheit und zugleich Standfestigkeit müssten so groß sein, dass es sich erübrigt, eine der beiden Sprachen als seine Muttersprache zu bezeichnen, also die eine vor der anderen auszuzeichnen. Er müsste beide gleichermaßen nicht nur verstehen und sprechen/schreiben, sondern so beherrschen, dass Original und Übersetzung gewissermaßen organisch kommunizierten, dass es also für einen zweisprachigen Leser ein Gewinn und ein Genuss wäre, sie parallel zu lesen, und zweisprachige Ausgaben zur Regel würden. Damit sind wir im Konjunktiv II angelangt, in der Wunschform, es fehlt nur noch der wirklichkeitsferne Ausdruck »im Idealfall«.

Den gibt es nicht.

Sprache und Subversion

Besonders unideal aber ist der Fall des Übersetzens aus osteuropäischen Sprachen. Das waren ein halbes Jahrhundert Sprachen des »Ostblocks«, der von der Sowjetmacht usurpierten Länder und Völker. Und je weiter wir zurückgehen in der Geschichte, desto deutlicher wird eine fatale historische Schicksalsgemeinschaft dieser Völker und Völkchen und Gruppen, die Europa zu einem so vielfältig lebendigen Flecken Erde gemacht haben: Sie alle hatten stets Herrscher anderer Nationen, sie alle gehörten stets zu fremden und fremdsprachigen Reichen. Es ist die jahrhundertealte Geschichte eines von Großmächten oktroyierten Untertanentums. Das hatte eine permanente, hartnäckige Aufmüpfigkeit zur Folge, die allerdings der ottomanischen oder russischen oder habsburgischen oder preußischen Obrigkeit nicht auf die Nase gebunden, sondern möglichst subversiv praktiziert werden sollte. Das schlechthin geeignetste Medium der Subversion aber ist die eigene, nur eigenen Kreisen zugängliche Sprache.

Derlei kulturhistorisch ambitionierte Spekulationen bringen uns jedoch nicht weiter. Sie verhelfen uns nur zum Ansatz einer Erklärung dafür, wieso einer, der eine jener Sprachen spricht und Deutsch dazu, oft vor Fragen steht, die weder im Vokabular noch in der Morphologie



Den Georg Dehio-Ehrenpreis 2010 teilten sich der polnische Autor Włodzimierz Nowak (rechts) und seine Übersetzerin Joanna Manc. Den Buchpreis erhielt der Autor und Übersetzer Martin Pollack (links). © Deutsches Kulturforum östliches Europa, Foto: Anke Illing

oder Syntax begründet liegen, sondern in der Sprechhaltung, in dem, was der Sprecher mit der Sprache will: irgendwo dabeisein oder sich gegen etwas behaupten. In den osteuropäischen Sprachen findet sich das Rotwelsch der verflossenen Reiche wieder.

Nicht dass man Rotwelsch nicht übersetzen könnte ... Nur übertragen kann man es nicht. Zum Übertragen braucht es eine gemeinsame Verständnisgrundlage, und die gibt es hier nicht.

Verlage in der Verantwortung

Damit sind wir wieder beim Markt, beim Büchermarkt und somit beim kulturpessimistischen Anfang. Zum Pessimismus besteht reichlich Anlass. All die schöne persönliche und literarische Intimität, die hier utopisch ausgemalt wurde, erstirbt angesichts ökonomischer, rechtlicher, verwaltungstechnischer, kulturpolitischer und tagespolitischer Beweg- und Hinderungsgründe, die mitbestimmen oder überhaupt bestimmen, was wann wie aus welcher in welche Sprache gebracht wird.

Übersetzen ist die Suche nach sich selbst in fremden Texten.

Gern und genüsslich schimpft man über die Verlage und die dort regierende literarische Ignoranz, vermeintlich die Kehrseite der Geschäftstüchtigkeit. Gern erregt man sich über den althergebrachten Missstand niedriger Honorarsätze für die Dreifaltigkeitsvirtuosen. Gern stellt man auch die kurzatmige Hechelei nach Themen,

Titeln und Namen als Trittbrettfahrei bloß – zumal das alles ja auch nicht aus der Luft gegriffen ist, sondern *business as usual*. Nur: In der Kritik stehen gewöhnlich gerade die, die überhaupt etwas tun, und zwar naturgemäß immer am Rand des wirtschaftlich Möglichen. Jene, die so bald nicht an den Rand ihrer Möglichkeiten stoßen würden, aber dennoch den Weg des geringsten Widerstandes und Risikos – und des größten Umsatzes – gehen, werden überhaupt nicht in Betracht genommen. Das ist als ungerecht zu beklagen – und zu akzeptieren. Verlage aber, die mit internationalen Verkaufserfolgen Geld verdienen und davon etwas einsetzen, um – vorerst kleinen – Entdeckungen zum Erfolg zu verhelfen (auf Marktwirtschaftlich heißt das Mischfinanzierung), sind mit ihrem idealistischen Realitätssinn und ihrer naturgemäß verhaltenen Einsatzbereitschaft die zuverlässigsten Partner aller, denen es um gute Bücher zu tun ist.

Virtuosen im geborgten Frack

Was ist zu tun? Einfach immer das Nächstliegende. Mit großangelegten Programmen ist gerade das nicht getan. Die Vereinzelnung vielmehr ist das eigentliche Element nicht nur des Schriftstellers, sondern auch des Übersetzers. Er sucht, liest, schlägt vor, übersetzt Probepassagen, verschickt sie, telefoniert – so er denn überhaupt jemanden hat, der ihm zuhört – und resigniert nicht. So lernt er Leute kennen, wird vielleicht sogar selber »kennengelernt«. Bekannt wird er nicht. Das darf auch nicht seine Absicht sein, dann müsste er sich schon selbst, mit eigenen Texten, in die erste Reihe wagen. Er aber muss bleiben, was man eigentlich gar nicht zugleich sein kann:

zurückhaltend und penetrant, bescheiden und selbstbewußt, selbstlos und eitel. Er muss den höchsten Genuss darin finden, sich selbst in fremden Texten zu suchen und das, was er dort aufgespürt hat, in selbstgemachten Texten nachzustellen. Ein schwieriges Unterfangen, aussichtsarm wie alle gute Literatur.

Noch ein Unbehagen, diesmal ein viel konkreteres: Ich rede – penetrant – vom Übersetzer, nicht von der Übersetzerin. Dabei braucht man keine Statistik zu bemühen, um festzustellen, dass viele Frauen sich dieser nachschöpferischen Arbeit verschrieben haben. Dafür mag es die mannigfaltigsten Gründe geben. Einer liegt gewiss in der Grundbedingung allen Übersetzens. Das ist die Bereitschaft, zurückzutreten hinter die eigene Arbeit und deren Glanz anderen zu überlassen.

Das hat es gegeben und wird es hoffentlich noch oft geben: Nobelpreisverleihung. Die Stockholmer Akademie kennt die Texte vieler »kleinsprachiger« Kandidaten natürlich nur in »großsprachiger« Übersetzung. Die sie gefertigt haben, werden eingeladen, die obligatorische Abendgarderobe müssen sie mieten. Schließlich haben sie ja Honorare kassiert. Preise bekommen sie nicht. Aber das wussten sie vorher.

Georg Aescht

Georg Aescht, geboren 1953 im siebenbürgischen Zeiden/Codlea, studierte Germanistik und Anglistik in Klausenburg/Cluj. Er ist Schriftsteller, Übersetzer und Publizist. Als Mitarbeiter der Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa/OKR in Königswinter redigiert er die *Kulturpolitische Korrespondenz*.

EICHENDORFF IN SCHLESIE

Wem die Bewahrung der schlesischen Geschichte und die deutsch-polnische Verständigung am Herzen liegt, der hatte am 11. Mai 2012 einen besonderen Grund zum Feiern. An diesem Tag wurde das Eichendorff-Denkmal im Botanischen Garten Breslau/Wrocław eingeweiht.

Das Denkmal für Joseph Freiherrn von Eichendorff (1788–1857) ist gleichzeitig neu und alt. Das Original, ein Werk des Bildhauers Alexander Kraumann, wurde 1911 im Scheitniger Park aufgestellt und nach 1945 fast völlig zerstört. Lediglich der Sockel blieb übrig. Die Idee des Wiederaufbaus ging 2010 von den Mitgliedern der Deutsch-Polnischen Gesellschaft der Universität Breslau e.V. aus, die das Denkmal auch gestiftet haben. Ihre Namen sind auf der Rückseite des Sockels eingraviert. So ist das Denkmal ein Zeichen dafür, dass der herausragende

schlesische Romantikdichter von Deutschen und Polen gleichermaßen geschätzt wird.

Mit der Ausführung wurde der bekannte Breslauer Künstler Stanisław Wysocki beauftragt. Er stellt den Dichter als Wanderer mit Stock und Mütze in der Hand dar. Damit erinnert er an Eichendorffs Gedicht *Der frohe Wandersmann*: »Wem Gott will rechte Gunst erweisen / Den schickt er in die weite Welt« – in der Vertonung von Friedrich Theodor Fröhlich sind diese Verse bis heute in aller Munde.

Der Präsident der Deutsch-Polnischen Gesellschaft der Universität Breslau, Prof. Norbert Heisig, bedankte sich bei den Stiftern. Der Direktor der

Städtischen Museen in Breslau, Dr. Maciej Łagiewski, der das Projekt grundlegend unterstützt hat, und der Künstler Stanisław Wysocki wurden mit Medaillen der Universitäts-Gesellschaft ausgezeichnet. Zur feierlichen Atmosphäre trugen Eichendorff-Lieder bei, die vom Universitäts-Chor »Gaudium« intoniert wurden.

Edyta Gorząd

Edyta Gorząd ist Doktorandin am Germanistischen Institut der Universität Breslau/Wrocław. Foto: Nicola Remig



WILHELM MÜLLER IN BÖHMEN

Franzensbad/Františkovy Lázně, am 18. Mai 2013. Die diesjährige feierliche Eröffnung der 220. Franzensbader Kursaison hatte eigentlich eher Volksfestcharakter, mit Marktständen und Smokie-Revival-Band. Wäre da nicht dieser außergewöhnliche Programmpunkt

um 14 Uhr gewesen: Enthüllung des Wilhelm-Müller-Denkmal im Stadtpark. Das Denkmal wurde im Jahr 1910 von den »deutsch-völkischen Hochschülern Franzensbads« gestiftet. Es war eine patriotische Zeit und an diesem letzten Zipfel der Monarchie ging der Blick immer auch ins Reich Wilhelms II., obwohl die Orientierung nach Wien nicht nur daran zu erkennen war, dass es durchgehende Züge vom benachbarten Eger/Cheb gab.



Der Vers, den sich die stramme Studentenschaft dazu suchte, ging so: »Es ist das kleinste Vaterland der größten Liebe nicht zu klein.« Nun ist der Dessauer Dichter nicht für germanisch-heldische Lyrik bekannt, sondern für Zyklen wie *Die Winterreise* oder *Die schöne Müllerin*, nachmals durch Schuberts Vertonung zu großem Ruhm gekommen. Trotzdem ist er als Dichter fast vergessen.

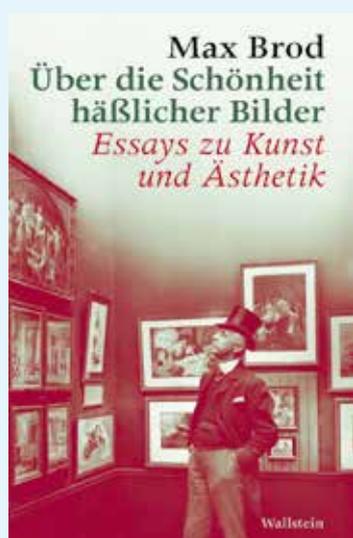
Einige Lieder erklangen an jenem Tage, dargeboten von einem örtlichen Chor. Der Bürgermeister bedankte sich bei den Stiftern, Verena und Bernd Leistner aus Leipzig, die 1994 auch die schöne fünfbändige Werkausgabe Müllers im Gatza Verlag herausgaben. Das Denkmal war nach dem Zweiten Weltkrieg vernachlässigt, aber nicht zerstört worden. Die Leistners entdeckten es und ergriffen die Initiative. Der Text der Tafel wurde verändert und am Ende erhielt der obere Kurpark eine Sehenswürdigkeit zurück.

Egbert Pietsch

Egbert Pietsch ist Mitgründer und Verlagsleiter des Leipziger Stadtmagazins *Kreuzer*. Eine ausführliche Fassung dieses Beitrags finden Sie auf www.kulturforum.info. Foto: Philipp Leistner.

EIN AUTOR IM SCHATTEN FRANZ KAFKAS

Lange galt Max Brod (1884–1968) als der bekannteste unbekannteste Autor des Prager Kreises. Durch die legendär gewordene Weigerung, den Nachlass von Franz Kafka zu verbrennen, und durch sein Wirken als Kafka-Herausgeber hat er Literaturgeschichte geschrieben. Dabei wird oft übersehen, dass seinerzeit Max Brod ein erfolgreicherer Autor war als sein scheuer Freund Franz, dessen Texte zunächst nur ein kleiner Kreis von Eingeweihten zu schätzen wusste. Brods



Roman *Die Frau, nach der man sich sehnt* wurde 1929 sogar mit Marlene Dietrich in der Hauptrolle verfilmt. Doch in den letzten Jahren war sein über achtzig Bände umfassendes Werk nur noch in Bibliotheken zugänglich und geriet zunehmend in Vergessenheit.

Höchste Zeit also für das ambitionierte Editionsprojekt des Göttinger Wallstein Verlags unter der

Ägide von Hans-Gerd Koch und Hans Dieter Zimmermann. Bisher sind sechs Bände der *Ausgewählten Werke* von Max Brod erschienen, bis zum Frühjahr 2015 sollen vier weitere folgen. Hinter den schön gestalteten Einbänden verbergen sich neben den annoncierten Titeln oft noch weitere Kostbarkeiten. So enthält der Band *Arnold Beer. Schicksal eines Juden* auch den Roman *Ein tschechisches Dienstmädchen*, eine deutsch-tschechische Liebesgeschichte, mit der Brod im Jahr 1909 die Nationalisten beider Lager gegen sich aufbrachte. Im Band *Jüdinnen* findet sich außer dem gleichnamigen Roman auch die Novelle *Indifferentismus*, das als Schlüsseltext geltende Psychogramm eines Intellektuellen im Fin de Siècle. Vor- und Nachworte bekannter Autorinnen und Autoren wie Stefan Zweig, Alena Wagnerová, Franz Hessel oder Peter Demetz komplettieren die Edition und würdigen einen originellen und vielseitigen Autor, dessen Texte zudem einen tiefen Einblick in die Situation deutschsprachiger Juden in Böhmen erlauben.

Vera Schneider

Dr. Vera Schneider ist am Deutschen Kulturforum östliches Europa in Potsdam als wissenschaftliche Mitarbeiterin tätig (→ S. 56/57).

◀ Der zur Leipziger Buchmesse 2014 erscheinende sechste Band der Werkausgabe zeigt Brod als scharfsinnigen Kunst-, Theater- und Musikkritiker.

ZEITZEUGEN IM ORIGINALTON

Wer die Jahre vor 1945 durch Zeitzeugenberichte dokumentieren möchte, der befindet sich im Wettlauf mit der Zeit. Neue Wege geht dabei eine Ende 2013 erschienene Publikation zur Alltagsgeschichte der Stadt Allenstein/Olsztyn. Unter dem Titel *Alenstein – Stadt unserer Jugend* lädt die Broschüre zu einem Rundgang durch bedeutende Orte der ermländischen Metropole ein. Ihre besondere Authentizität erhält sie durch die beiden beigelegten Audio-CDs mit Interviews. Die Zeitzeugen werden zu ausgewählten Allensteiner Örtlichkeiten – wie Bahnhof oder Theater – befragt und schildern Episoden aus ihrem Alltag. In der Broschüre liefern kurze erläuternde Texte die notwendigen Informationen über die in den Interviews erwähnten Orte. Zahlreiche Abbildungen sorgen für eine hohe Anschaulichkeit.

Initiiert wurde das Projekt von Gabriela Czarkowska-Kusajda, die Germanistik studiert hat, beim Rundfunk tätig war und jetzt Mitarbeiterin des Wojewoden in Allenstein/Olsztyn ist. Sie hat die Themen ausgewählt, die Gespräche geführt und das Audiomaterial bearbeitet. Die notwendige Unterstützung fand sie bei ihren zehn Interviewpartnern,

ohne deren engagierte Mitwirkung der Gang in die Öffentlichkeit nicht möglich gewesen wäre. Auch die Stadtgemeinschaft Allenstein mit Sitz in Gelsenkirchen hat das anspruchsvolle Vorhaben tatkräftig unterstützt. Die Zusammenstellung des Dokumentationsmaterials und die Gestaltung der Broschüre übernahmen die Mitarbeiter des Kulturzentrums Ostpreußen in Ellingen/Bayern.

Ein solches Projekt ist für das Ermland und Masuren bisher noch nicht realisiert worden und kann als Beispiel für eine gelungene deutsch-polnische Zusammenarbeit gelten.

Wolfgang Freyberg

Wolfgang Freyberg ist Direktor des Kulturzentrums Ostpreußen in Ellingen/Bayern (→ S. 56/57). Dort kann die 48 Seiten umfassende Publikation zum Preis von 9 € (zzgl. Porto und Verpackung) bestellt werden.



»GRÜSSE AUS DEM GROSSEN KRIEG«

Die »96er-Museen« und die Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts

Historische Ereignisse – soweit sie Bestandteil der kollektiven Erinnerung sind – werden üblicherweise mit ganz bestimmten Bildern verbunden. Für den Ersten Weltkrieg sind das vor allem Szenen von den Schlachtfeldern in Frankreich und Belgien, die Materialschlachten, wie sie uns Ernst Jünger oder Erich Maria Remarque in ganz unterschiedlicher Weise literarisch vermittelt haben. Nur wenige denken dagegen an den Kriegsschauplatz im Osten, an Ostpreußen, das Baltikum, Galizien oder die Ukraine, noch weniger Menschen an den Ausgangspunkt dieser »Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts« auf dem Balkan.

So erschließen sich uns zumeist nur Ausschnitte der Geschichte, Teile, an die sich besonders intensiv erinnert wird, die herausgehoben erschienen und häufig tradiert wurden. Andere dagegen fallen zurück, manchmal bis ins Vergessen, obwohl sie doch für die Zeitgenossen gleichwertig erlebte Gegenwart, Leben und persönliches

Schicksal waren. Solche kleinen, manchmal schon vergessenen Geschichten aus der Vergangenheit aufzugreifen, ist eine besonders reizvolle Aufgabe für Museen.

Museen als Speicher der Erinnerung

Da, wo die persönliche Erinnerung und ihre in der Regel mündliche Überlieferung enden, bedarf es eines neuen Trägermediums, um die Verbindung zu einer als bedeutungsvoll für die Gegenwart angesehenen Vergangenheit nicht abreißen zu lassen. Für diesen Erinnerungstransfer erscheinen Museen als geradezu ideale Speicherorte. Sie können unterschiedlichste Zeugen zurückliegender Ereignisse – Kunstwerke, Gebrauchsgegenstände, Archivalien, Medien und vieles mehr – nicht nur sammeln und aufbewahren, sondern im Wege von Ausstellungen auch im öffentlichen Bewusstsein präsent halten.

Zugleich verkürzt diese Definition Wesen und Aufgabe von Museen in nahezu fahrlässiger Weise, weicht sie doch gerade den problematischen Fragestellungen aus. Die thematische Ausrichtung eines Museums, sein darauf abgestimmtes Sammlungskonzept, die Sammlung selbst, die Räumlichkeiten und vor allem die für eine Ausstellung ausgewählten Exponate und deren Implementierung in eine übergreifende Gestaltung bieten keinen objektiven Einblick in die Geschichte, sondern eine dem Gegenwartsverständnis geschuldete Inszenierung von Ausschnitten der Vergangenheit. Erinnerung bezieht sich in diesem Verständnis dann auch nicht mehr eindimensional auf das dargestellte historische Geschehen. Museen und ihre Ausstellungen werden vielmehr selbst zu Gestaltern oder mindestens Mit-Gestaltern schematisierter kollektiver Erinnerung. Dieser Problematik ist grundsätzlich jedes historische Museum unterworfen, auch wenn die präsentierten Erkenntnisse wissenschaftlich abgesichert sind.

Im individuellen Umgang der Museen mit dieser Herausforderung liegt aber auch die Chance auf besonders beachtete Ausstellungen, auf ein kreatives und innovatives Vermittlungsangebot. Die gemäß § 96 des Bundesvertriebenengesetzes geförderten Landes- und Spezialmuseen machen das Kulturerbe der historischen deutschen Ostprovinzen sowie der Siedlungsgebiete der Deutschen im östlichen Europa erfahrbar. Ihnen kommt dabei innerhalb der



László Moholy Nagy: *Telefonist, Galizien 1917*, Zeichnung.
© Ungarische Látványtár Kunststiftung und Sammlung Budapest.



deutschen Museumslandschaft eine Doppelrolle und zugleich eine zweifache Chance zu. Die in den letzten zwanzig Jahren gewachsenen intensiven Kooperationen mit Partner-

einrichtungen im östlichen Europa machen diese Museen zu besonders intensiv genutzten Foren des Dialogs zwischen Nachbarn in Europa einerseits und Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft andererseits. Damit verfügen sie bereits durch ihre besondere Aufgabe über ein attraktives und herausgehobenes Museumsprofil. Zugleich eröffnen sie in ihren Ausstellungen Perspektiven, die wenig bekannt sind und oft überraschen.

Eine andere Sicht auf den Ersten Weltkrieg

Nur wenige kennen heute noch Walter Flex' *Wanderer zwischen den Welten*, eines der seinerzeit erfolgreichsten deutschen Bücher des 20. Jahrhunderts, das romantisierend Erlebnisse aus dem Ersten Weltkrieg in Ostpreußen und im Baltikum erzählt. Auch Alexander Solschenizyns *August Vierzehn* berichtet – in ganz anderer Weise – von diesem Kriegsschauplatz, dessen sich in den Dauerausstellungen des Ostpreußischen Landesmuseums in Lüneburg und im Kulturzentrum Ellingen mit zahlreichen prominenten und privaten Exponaten erinnert wird. Ergänzend wird das Kulturzentrum gemeinsam mit dem Westpreußischen Landesmuseum eine Sonderausstellung über den August 1914 präsentieren. Das Westpreußische Landesmuseum in Warendorf wird 2014 weiterhin mit einer eigenen Kabinett-

ausstellung auf das Ende des Krieges, den Versailler Vertrag und seine Folgen für Westpreußen und Polen blicken. Kunst und Krieg sind nur scheinbar weit voneinander entfernt. Tatsächlich bevölkerten eine Vielzahl von Malern, Schriftstellern, Komponisten und anderen Künstlern die Schützengräben, Panzerdecks, Flugplätze und Trosse der kämpfenden Armeen. Ihre zeitgenössische und spätere Produktion hat eine Vielfalt unterschiedlichster Werke hervorgebracht, die sowohl Spiegelungen des großen Kampfes waren als auch Ausdruck neuer, extremer Erfahrungswelten an der Grenze menschlicher Existenz. Auch diesem Phänomen widmen sich – wiederum mit ihrem ganz eigenen regionalen Bezug und mit einer je ganz eigenen Herangehensweise – einzelne Landesmuseen.

Zentral und übergreifend präsentiert in Regensburg das Kunstforum Ostdeutsche Galerie den *Ersten Weltkrieg auf*

Papier mit Werken von Otto Dix oder Erich Heckel, während im Jahr 2015 das Schlesische Museum zu Görlitz dem Breslauer Maler Max Wislicenus und seinen Bildern aus Russisch-Polen 1914/15 eine Sonderausstellung widmen wird. Mit dem Ausstellungsprojekt *Grüße aus dem großen Krieg. Gestaltete Feldpostkarten von László Moholy Nagy und von Soldaten aus Südosteuropa* wird das Donauschwäbische Zentralmuseum in Ulm neben seiner Dauerausstellung ebenfalls einen ganz spezifisch regionalen Blick auf das Kriegsgeschehen ermöglichen. Das Pommersche Landesmuseum wird künftig in seiner Dauerausstellung auf den Ersten Weltkrieg in Pommern eingehen und präsentiert 2014 unter dem Titel *Mein lieber Sohn und Kamerad* in einer szenischen Lesung das Schicksal einer pommer-schen Familie in der Kriegszeit. Einer der Millionen nicht zu Ende gelebten Biografien widmet sich schließlich das Siebenbürgische Museum in Gundelsheim mit einer Publikation über den 1914 mit 32 Jahren gefallenen siebenbürgischen Jugendstilarchitekten Friedrich Balthes.

Museen bieten keinen objektiven Einblick in die Geschichte, sondern eine Inszenierung von Ausschnitten der Vergangenheit aus heutiger Sicht.

Mit ihren kreativen, überraschenden und vielfältigen Zugriffen auf den Ersten Weltkrieg und seine Auswirkungen nutzen die 96er-Museen ihre Chance auf ein signifikantes Alleinstellungsmerkmal innerhalb der deutschen Museumslandschaft. Zugleich erschließen sie grenz- und sprachenübergreifend neue und bislang wenig oder gar nicht bekannte Facetten dieser historischen Zeitenwende. Damit tragen sie nicht zuletzt dazu bei, unser Bild des Ersten Weltkriegs um eine Perspektive zu erweitern, die erst uns Heutigen ungewöhnlich erscheint: die nach Osten gerichtete. Das sollte möglichst vielen Interessierten einen Besuch wert sein.

Thomas Lindner

Ministerialrat Dr. Thomas Lindner ist Leiter des Referats *Museen und kulturelle Vermittlung nach § 96 BVerfGG; Stiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung (K 45)* bei der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien (BKM, → S. 56/57).

GESUCHT WIRD: GERHART HAUPTMANN

Wie modernste Erschließungsmethoden an der Martin-Opitz-Bibliothek die Recherche erleichtern

Das Jahr 1914 wird zwar in erster Linie mit dem Beginn des Ersten Weltkriegs assoziiert, doch bietet es eine Fülle von weiteren Anknüpfungspunkten, die weniger im Bewusstsein verankert sind. Nähert man sich dem Jahr im wörtlichen Sinne und trägt es in die einfache Suche des neuen Online-Katalogs der Martin-Opitz-Bibliothek ein, wirft die Suchmaschine nicht weniger als 2 100 Treffer aus. Schon auf den ersten Blick erkennt der Nutzer, der zunächst nur einen Überblick über die thematisch einschlägige Literatur gewinnen möchte, dass die zahlenmäßig am stärksten vertretenen Titel mit folgenden Schlagworten erfasst sind: »1918«, »Weltkrieg« und »Geschichte«. Weit oben in dieser Rangliste der sogenannten Facetteneinträge – diese dienen der Sucheinschränkung und können durch Klicken aktiviert werden, so dass die einfache Suche in Hinblick auf spezifische Interessen des Lesers gefiltert wird – rangieren die Begriffe »Oberschlesien«, »Russland«, »Posen« und »Ostpreußen«, was ebenfalls nicht weiter überrascht, sind es doch Regionen, in denen Deutsche lebten und zum Teil noch leben.

Anregung zum Querdenken

Dies wiederum ist ein zentrales Merkmal für das Sammlungsgebiet der Martin-Opitz-Bibliothek, die mit ihrem neuen Discovery Service nicht nur die Suche erleichtern und komfortabler gestalten, sondern dem Leser auch Hinweise auf Literatur geben möchte, die vor der Recherche nicht im Fokus seiner Aufmerksamkeit stand, inhaltlich aber durchaus mit dem Gesuchten zusammenhängt.

So werden zum Beispiel die in den Jahren 1914 bis 1918 entstandenen Tagebücher von

Gerhart Hauptmann, in welchen sich der Autor mit den Kriegseignissen auseinandersetzt, in der Ergebnisliste ebenfalls dargestellt – und dies sogar an exponierter Stelle, weil weitere seiner Werke im Jahr des Kriegsbeginns verlegt wurden. Dies führt dazu, dass in der Facette »Verfasser« der Name Hauptmann an oberster Stelle erscheint, da gleich fünf seiner Werke mit dem Jahr 1914 in Verbindung stehen.

Wählt der Leser Hauptmanns Tagebücher aus und betrachtet die Haupttitelanzeige, werden ihm in einer separaten Rubrik ähnliche Einträge angeboten. Dabei werden nach bestimmten Kriterien mehrere Titel vorgeschlagen, die im engen Bezug zum angezeigten Buch stehen. So werden Tagebücher anderer Persönlichkeiten oder Titel mit dem Bezugszeitraum empfohlen. Möchte der Nutzer hingegen weitere Werke von Gerhart Hauptmann einsehen, klickt er lediglich auf dessen Namen, um in eine Liste aller seiner Publikationen zu gelangen. Gewinnbringend ist ebenfalls die Schnittstelle zur Wikipedia, da dortige Einträge zu den im Katalog vorhandenen Verfassernamen direkt in den Katalog importiert werden. Die Autorenbeschreibungen enthalten wiederum markierte Begriffe, die in der Wikipedia auf die entsprechenden Einträge verweisen und im Katalog Trefferlisten zu dem jeweiligen Schlagwort erstellen. Es lässt sich beispielsweise der Geburtsort, im Falle von Hauptmann Ober Salzbrunn/Szczawno Zdrój, anklicken, was eine Liste mit allen in der Martin-Opitz-

Bibliothek vorgehaltenen Titeln zu dem Riesengebirgsort generiert. Mit diesem Zirkelschluss wird dem Nutzer ermöglicht, durch stets neue inhaltliche Anregungen ein



umfassendes Bild über den für ihn relevanten Literaturbestand zu gewinnen.

Weitere wesentliche Vorteile der neuen Suchmaschine liegen in den sich eröffnenden Möglichkeiten für die Kataloganreicherung sowie in der Verwaltung der vom Leser ausgewählten Literatur. Die aus Sicht des Nutzers wohl attraktivste Funktionalität besteht darin, dass nach einer persönlichen Anmeldung einzelne Tags und Kommentare vergeben werden können. Diese sind wiederum, sofern sie vom Nutzer für die Öffentlichkeit freigegeben werden, für alle nutz- und durchsuchbar, so dass Titel, die mit der bisherigen Verschlagwortung nicht hinreichend auffindbar waren, aufgrund der interaktiven Funktion mit einer höheren Wahrscheinlichkeit in der Recherche als Treffer angezeigt werden. Gerade vor dem Hintergrund der Nutzerstruktur der Martin-Opitz-Bibliothek – darunter befinden sich viele Fachwissenschaftler und Privatpersonen mit sehr spezifischen Interessen und Detailkenntnissen – bietet das Tagging einen Mehrwert für eine größere Fachcommunity.

Willkommen im elektronischen Lesesaal!

Das Rechercheportal umfasst aktuell neben dem gesamten Medienbestand der Martin-Opitz-Bibliothek rund 10 000 Einträge aus der Archivdatenbank. Diese beziehen sich vor allem auf Materialien aus dem in der Martin-Opitz-Bibliothek verwahrten Galiziendeutschen Archiv sowie dem Archiv der Deutschen aus Mittelpolen und Wolhynien. Ferner sind Archivalien aus diversen Vor- und Nachlässen verzeichnet. Digitalisierte und digitalisierbare Medien lassen sich ebenso über die gemeinsame Suchmaske finden. Hierzu zählen sammlungsrelevante externe Digitalisate, vorrangig aus den polnischen digitalen Bibliotheken (*Federacja Bibliotek Cyfrowych*). Im Rahmen des 2012 eingeführten *Ebooks-on-Demand-Services* enthalten zudem sämtliche Titel mit einem Erscheinungsjahr bis 1900 eine Schaltfläche, die es erlaubt, innerhalb von wenigen Augenblicken einen Digitalisierungsauftrag zu erstellen.

Von besonderer Bedeutung sind die bibliothekseigenen Digitalisate, die in einer eigenen Kollektion gebündelt werden. Jedes Katalogisat aus der Sammlung des elektronischen Lesesaals verfügt über einen Link, der zur Volltextansicht des gesuchten Titels führt. Derzeit sind in der Digitalen

Bibliothek der Martin-Opitz-Bibliothek etwa 2 100 Titel enthalten, wobei durch ein ausgetüfteltes Rechtemanagementsystem nur diejenigen Texte außerhalb der Bibliotheksräume gelesen werden können, die tatsächlich gemeinfrei sind. Urheberrechtlich geschützte Materialien sind zwar vollständig nachgewiesen, werden jedoch nur in der physisch in der Bibliothek vorhandenen Anzahl innerhalb der Bibliothek angezeigt.

Der Discovery Service gibt auch Hinweise auf Literatur, die zunächst nicht im Fokus des Lesers steht.

Die Digitalisate sind mit Navigationshilfen versehen, so dass der Leser anhand der Strukturdaten gezielt einzelne Kapitel, Verzeichnisse oder die Bibliographie ansteuern kann. Weiterhin sind sämtliche gemeinfreien Titel im Volltext recherchierbar, wobei der überwiegende Teil in Frakturschrift vorliegt. Auf diese Weise können etwa Gerhart Hauptmanns Dramen direkt am Bildschirm gelesen oder Bibliographien zur deutschen Kriegsliteratur 1914 bis 1918 gezielt ausgewertet werden.

Neben Monografien und Zeitschriften bilden Adressbücher einen repräsentativen Teilbestand des elektronischen Lesesaals. Stadtpläne und Messtischblätter vervollständigen das angebotene Spektrum. Dieser vereint bisher fast nur digitale Medien der Martin-Opitz-Bibliothek, steht allerdings allen Einrichtungen der Arbeitsgemeinschaft der Bibliotheken und Sammlungen zur deutschen Kultur und Geschichte im östlichen Europa offen. Somit werden die in der Digitalen Bibliothek vorgehaltenen Objekte eine Folie für die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Themen des gesamten Sammlungsgebiets bilden.

Arkadiusz Danszczyk

Dr. Arkadiusz Danszczyk ist stellvertretender Direktor und wissenschaftlicher Referent der Fachinformation Ostmittel- und Südosteuropa an der Martin-Opitz-Bibliothek in Herne (→ S. 56/57).

Traditioneller Zettelkatalog, der früher eine Teilsammlung des Archivs der Deutschen aus Mittelpolen und Wolhynien erfasste. Gerhart Hauptmann hat sich hier eingeschlichen (Quelle: Gutenberg-Projekt).

Zum Katalog: <http://kat.martin-opitz-bibliothek.de/vufind/>
Zum elektronischen Lesesaal: www.martin-opitz-bibliothek.de



RANDLAGE ALS CHANCE

Eine internationale Tagung in Czernowitz widmete sich dem Bildungswesen in der Bukowina

Wo finden wir die Bukowina auf einer europäischen Landkarte der Zivilisation? Am äußersten Ende Mitteleuropas, gleichsam als letzte Bastion gegen das Zarenreich? In »Halb-Asien«, wo sie der jüdisch-deutsche Publizist Karl Emil Franzos verortete? War Czernowitz ein (weiteres) »Klein-Wien des Ostens« oder doch nur eine »k. k. Strafkolonie«, wie es der große Theodor Mommsen in aller Härte formulierte? In den von Totalitarismen geplagten »Bloodlands«, wie der Historiker Timothy Snyder den Raum zwischen Russland und Deutschland genannt hat? Oder doch mitten in Europa? Die Bukowina mag vieles sein, nur eines ist sie nicht – ein Land ohne Eigenschaften.

Die Landschaft, die heute als Bukowina bekannt ist, wurde erst allmählich zu einer Region. 1774 von den Habsburgern besetzt und zuerst an Galizien angegliedert, erhob sie Kaiser Franz Joseph 1849 zum eigenständigen Kronland. Der Modernisierungsprozess, der besonders in der Hauptstadt Czernowitz /Tscherniwzi spürbar und sichtbar wurde, war zu diesem Zeitpunkt bereits in vollem Gange. Der Aufstieg der Nationsidee ging auch an der Bevölkerung der Bukowina nicht spurlos vorüber. Jedoch schien man hier der (heutigen) Vision einer multiethnischen und multikulturellen Gesellschaft ein kleines Stückchen näher zu sein als anderswo. Das Deutsche, die Sprache der Herrscher, wurde zur Lingua franca der nach Bildung strebenden Bukowiner.

Einen Meilenstein in der Entwicklungsgeschichte der Region setzte die Bildungspolitik der Habsburger mit

der Gründung der Universität Czernowitz im Jahr 1875. In ihren wechselnden Namen spiegelt sich die bewegte Geschichte des Landes und seiner Hauptstadt wider: Bis 1918 war die Universität nach ihrem Gründer Kaiser Franz Joseph benannt. Als das Gebiet nach dem Ersten Weltkrieg an Rumänien fiel, hieß sie nach dem ersten rumänischen König Carol I. von Hohenzollern-Sigmaringen. Nachdem die nördliche Bukowina mit Czernowitz im Zweiten Weltkrieg an die Sowjetunion gefallen war, war sie schlicht eine »Staatliche Universität«. Seit 1989 trägt sie den Namen des Schriftstellers Jurij Fedkowjtsch (1834–1888). Er verweist mit seiner Biographie nicht nur auf das »nationale Erwachen« des ukrainischen Volkes, sondern ist mit seiner deutschsprachigen Erziehung auch ein ganz typischer Vertreter des *homo Bucovinensis*.

Bildungswesen im Fokus

Mehrmals schon hat das Institut für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas e. V. (IKGS) an der Ludwig-Maximilians-Universität München den Blick hinter den Mythos von Stadt und Region gewagt. Bereits 2008 organisierte das IKGS gemeinsam mit den Universitäten Czernowitz und Portsmouth (GB) eine Konferenz zur Presse-landschaft in der Bukowina und den Nachbarregionen im Zeitraum 1900–1945. Ein Jahr später erschien im IKGS-Verlag *Die Buche*, eine Anthologie zur deutschsprachigen jüdischen Dichtung in der Bukowina.

Im Oktober 2013 widmete sich das Institut in einer erneuten Zusammenarbeit mit der Universität Czernowitz der

Das Motiv einer historischen Postkarte zeigt die Residenzgasse (heute Universitätsstraße) mit der Czernowitzer Universität im Hintergrund.

Habsburger Prägung des Bildungswesens in der Bukowina und Nachbarregionen zwischen 1848 und 1940. Österreichische, deutsche, jüdische, ukrainische und rumänische Einflüsse auf das Bildungswesen vor und nach 1918 wurden analysiert und miteinander verglichen. Wesentlich dabei war nicht nur die Frage nach dem ganz Besonderen, das diese kleine Region auszeichnet. Ebenso standen die Wechselwirkung zwischen dem Reichszentrum Wien und der kleinen cisleithanischen Provinz, aber auch – vielleicht noch bedeutender – die Verflechtungen mit den Nachbarregionen auf dem Konferenzprogramm.

Identität als bewusste Entscheidung

Es mag sein, dass der Mythos vom friedlichen Miteinander überhaupt erst durch die nostalgische Verklärung einer von Weltkriegen und Totalitarismen gezeichneten Literatengeneration in den Diskurs eingeschrieben wurde und deswegen einer kritischen Betrachtung bedarf. Es ist jedoch schier unmöglich, dem von verschiedenen Einflüssen und Sprachen geprägten Charme der Region und ihrer Bewohner zu widerstehen. Wie für Jurij Fedkowjtsch wurde für viele nach sozialem Aufstieg Strebenden das Deutsche zur ersten und wichtigsten Bildungssprache. Je nach Herkunft entwickelte sich jedoch zunehmend das Rumänische oder das Ukrainische – Mutter- oder Vatersprache der meisten Bukowiner – zur »Sprache des Herzens«, auch wenn dies bedeutete, sich gegen einen Teil der eigenen Identität zu entscheiden.

Diese Entscheidung traf, wenn auch in kleinen Schritten, die Schriftstellerin

Olha Kobylanska (1863–1942), die von Kati Brunner, DAAD-Lektorin an der Universität Czernowitz, vorgestellt wurde. Kobylanskas Vater, ein k. k. Verwaltungsbeamter niedrigen Ranges, war ukrainischer (»kleinrussischer«) Herkunft, ihre Mutter der Spross einer deutsch-polnischen Familie. So machte sie ihre ersten literarischen Gehversuche auf Polnisch, schrieb bald auf Deutsch weiter, um in einem breiteren Rahmen wahrgenommen zu werden, und wechselte schließlich Mitte der 1890er Jahre ins Ukrainische. Mit diesem Schritt legte sie noch zu Lebzeiten den Grundstein zu einer großen Karriere als Nationaldichterin. Paradoerweise war es der Vorwurf, zu sehr unter deutschem Einfluss gestanden zu haben, der eine stärkere Rezeption im sowjetischen und später im nationalen ukrainischen Diskurs verhinderte. Heute nimmt Kobylanska jedoch zumindest im kulturellen Gedächtnis von Czernowitz wieder einen bedeutenden Platz ein, wie die Konferenzteilnehmer bei einem geführten Stadtrundgang feststellen konnten: Die ehemalige Herrengasse und das Theater tragen ihren Namen, eine überlebensgroße Statue erinnert an die große Dichterin. Ihr Blick ist auf das einstige deutsche Gymnasium gerichtet, wo der spätere rumänische Nationaldichter und glühende Antisemit Mihai Eminescu (1850–1889) und Karl Emil Franzos (1848–1904), Sohn eines sephardischen Juden, gemeinsam die Schulbank drückten.

Das Beispiel der beiden so unterschiedlichen Schriftsteller, die letztlich aus derselben »Kohorte« stammen, steht für das wohl wichtigste Ergebnis der Konferenz: Das Leben in Südosteuropa und Ostmitteleuropa muss nicht



Olha Kobylanska auf dem Frontispiz ihrer Novelle *Priroda* (»Die Natur«), Wikimedia

ausschließlich als Konfliktgeschichte erzählt werden, sondern kann, auch ohne in einen verklärenden Duktus zu verfallen, mit positiven Beispielen für die Gegenwart dienen. Noch zu klären ist, ob nicht gerade die oft als Nachteil empfundene Randlage, in der viele Bukowiner ihre Region verorten, einen gehörigen Beitrag zu diesen Momenten gelungener Koexistenz geleistet hat.

Und heute? Während alle Welt auf die ukrainische Hauptstadt Kiew blickt, ringt die Region wieder einmal mit ihrer Marginalisierung: Auch in der Bukowina kämpfen viele Menschen für eine neue Politik. Das IKGS wird seine guten Beziehungen zur Universität Czernowitz weiter pflegen. Im Herbst 2014 ist eine Vortragsreihe zur »jüdischen Bukowina« in München geplant und im Mai 2015 wird in Czernowitz eine weitere gemeinsame Konferenz zum Ersten Weltkrieg stattfinden.

Florian Kühner-Wielach

Dr. Florian Kühner-Wielach ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas e. V. (IKGS) in München (→ S.56/57).

BEHARREN IM WANDEL

Museen in Polen und Deutschland befassen sich gemeinsam mit dem Adel in Schlesien und in der Oberlausitz

Manche Bilder verbergen mehr als sie zeigen. Das gilt auch für das monumentale Gemälde *Jagdrast schlesischer Adliger* von Ernst Resch aus dem Jahr 1841. Eine illustre Jagdgesellschaft hat sich hier nach Abschluss der Treibjagd um das erlegte Wild versammelt. Schneisen öffnen den Blick in einen lichten Eichenmischwald – rechts sieht man eine schattige Lichtung, links sind in der Ferne die Umrisse des Berges Zobten zu erkennen. Ausgewogen komponiert verteilen sich die Personen in kleinen Gruppen über das Bild. Die Stimmung ist heiter. Die Jäger sind in lebhaftes Gespräch vertieft. Der Künstler hat sie mit individuellen Zügen versehen, vorteilhaft und lebendig in Szene gesetzt. Das lässt den versierten Porträtisten erkennen. Denn ein solcher war Resch, der nach Studien an der Dresdner Akademie seit 1839 in Breslau Erfolge feierte. Das Jagdbild von 1841 gilt als sein Hauptwerk.

Die Jagd hat tatsächlich stattgefunden. Alle dargestellten Personen können identifiziert werden. Viele der

großen Namen des schlesischen Adels sind darunter: die Henckel von Donnersmarck, die Saurma, die Zedlitz, die Stosch. Das Gemälde wurde vom Schlesischen Provinziallandtag in Auftrag gegeben, stellt also eine Art offizielles Gruppenporträt dar. Für eine zweite vom Künstler gefertigte Fassung gab es unter den adligen Jägern mehrere Interessenten. Am Ende wurde das Bild unter ihnen verlost. Einige Familien ließen später Detailkopien anfertigen, auf denen der Vertreter ihres Geschlechts abgebildet war.

Was machte den Erfolg dieses Bildes aus? Vielleicht, dass es eher das Selbstverständnis des Adels widerspiegelte als die gesellschaftliche Wirklichkeit des 19. Jahrhunderts. Manche der dargestellten Herren hatten die Chancen der beginnenden Industrialisierung erkannt. Sie beuteten die Bodenschätze auf ihren Latifundien aus und engagierten sich in der Schwerindustrie. Einige ihrer Nachkommen gelangten zu märchenhaftem Reichtum. Andere hatten den Einstieg ins kapitalistische

Zeitalter verpasst. Erbteilungen, Agrarkrisen und aufwendiger Lebenswandel machten ihnen zu schaffen. Ihre Güter waren überschuldet, und sie standen vor dem Bankrott. Auf Reschs Jagdgemälde aber erscheinen sie alle als gleichberechtigte Mitglieder ihres Standes, versammelt zu Jagd, Fest und heiterem Gespräch – wie es den ständischen Idealen entsprach.

Vier Museen, zwei Länder, ein Projekt

Beide Aspekte – wie der schlesische Adel sich selber sah und wie er tatsächlich lebte und wirkte – sind Gegenstand eines großen Ausstellungsprojektes im Jahr 2014. Ab 23. Mai werden in Liegnitz/Legnica, Görlitz und Breslau/Wrocław Ausstellungen zum Thema zu sehen sein. Vier Museen sind beteiligt: das Schlesische Museum zu Görlitz, das Kulturhistorische Museum der Stadt Görlitz, das Kupfermuseum in Liegnitz (*Muzeum Miedzi w Legnicy*) und das Universitätsmuseum in Breslau (*Muzeum Uniwersytetu Wrocławskiego*). Die Ausstellungen zeichnen ein lebendiges Bild vom adligen Landleben und seinen wirtschaftlichen Grundlagen, von Fürstendienst und Krieg, Jagd und Fest. Thema ist aber auch die Herausforderung der adligen Lebensform durch die bürgerliche Gesellschaft seit dem Ende des 18. Jahrhunderts und in den Katastrophen des 20. Jahrhunderts.

Unter dem Titel *Ritter der Freiheit, Hüter des Rechts* behandelt die Liegnitzer Ausstellung die Epochen vom Mittelalter bis ins 18. Jahrhundert, die hohe Zeit adliger Machtentfaltung. In zwei ehrwürdigen Gebäuden des Kupfermuseums, in der Ritterakademie und dem Leubuser Hof, zeigt sie Kunstwerke

Ernst Resch: ohne Titel [*Jagdrast schlesischer Adliger*], Ölmalerei/Leinwand, 1841, Schlesisches Museum zu Görlitz. Foto: Janos Stekovic



und Kirchenschätze, wertvolle Bücher, Schriftstücke und Gebrauchsgegenstände, ergänzt durch umfangreiche Bilddokumentationen. Objekte aus der reichen Bestattungskultur zeugen von der Frömmigkeit der adligen Familien und von ihrer Sorge um den Nachruhm ihres Geschlechts. Multimediale Präsentationen informieren über die Wohnsitze des Adels sowie über die Geschichte der wichtigsten Familien und geben einen Eindruck vom Reichtum der höfischen Kultur.

Die Ausstellung im Görlitzer Kaisertrutz trägt den Titel *Beharren im Wandel* und widmet sich der Geschichte des Adels in Schlesien und in der Oberlausitz seit der Mitte des 18. Jahrhunderts bis in die Gegenwart. In der aufziehenden Moderne fiel es der alten gesellschaftlichen Oberschicht schwer, ihre Vormachtstellung zu wahren. Wirtschaftskrisen, gesellschaftliche Umwälzungen und der fortschreitende Abbau ständischer Vorrechte stellten die adlige Lebensweise in Frage. Die Besucher lernen Persönlichkeiten kennen, die auf unterschiedliche Weise den Herausforderungen des bürgerlichen Zeitalters begegneten: Industrielle und »Krautjunker«, Demokraten und Reaktionäre, selbstverliebte Snobs und kunstverständige Mäzene. Deutlich werden die besonderen Rechtsverhältnisse und Traditionen in der zwischen Sachsen und Preußen geteilten Oberlausitz. Die Ausstellung fragt auch nach der Haltung von Angehörigen des Adels in Zeiten der Revolution und in den Jahren des Nationalsozialismus.

Gräfin Friederike von Reden, der »Mutter des Hirschberger Tals«, ist die Ausstellung im Breslauer Universitätsmuseum gewidmet. Die Gräfin (1774–1854) ist eine in vielfacher

Hinsicht herausragende Frauengestalt. Ihre Heirat mit dem späteren preußischen Bergbauminister Friedrich Wilhelm von Reden ermöglichte ihr ein beeindruckendes religiöses, soziales und mäzenatisches Wirken. Nach dem frühen Tode ihres Mannes führte sie ein unabhängiges Leben, machte ihr Schloss Buchwald zu einem Zentrum des schlesischen Adels und prägte die kulturelle Landschaft des Hirschberger Tals.

Die Renaissance eines Themas

Die grenzübergreifenden Netzwerke des Adels waren Entwicklungsstufen auf dem Weg zum modernen Europa. Darauf haben Forschungen der letzten Jahre aufmerksam gemacht, zuletzt das große deutsch-polnische Forschungsprojekt *Adel in Schlesien*. Die Ausstellungen des Jahres 2014 schließen an dieses Projekt an. Auch die Geschehnisse Schlesiens und der Oberlausitz wurden jahrhundertlang von Familien des Adels geprägt. Der Zweite Weltkrieg, Flucht, Vertreibung und Enteignung haben die Verbindung zerrissen. Viele Schlösser und Herrenhäuser wurden vernachlässigt und verfielen. Ihre Ausstattung ging verloren, Kunstsammlungen und Bibliotheken wurden zerstört oder in alle Winde zerstreut.

Die Neuordnung Europas nach 1989 hat das Tor der Erinnerung wieder aufgestoßen, bei den Nachkommen des Adels und bei den Menschen, die jetzt in den Schlössern und im Umkreis der ehemaligen Herrensitze leben. Viele Angehörige des Adels forschen nach Spuren der Vergangenheit ihrer Familien im jetzt polnischen Schlesien. Sie suchen die früheren Sitze ihres Geschlechtes auf, knüpfen Kontakte zu den heute dort lebenden Menschen,



Epitaphaltar des Abraham von Nostitz, Öl auf Holz, 1572, Kulturhistorisches Museum Görlitz, Foto: René Pech. Das ehemalige Altarbild der Kirche zu Rengersdorf in der Oberlausitz ist ein Zeugnis der Frömmigkeit des evangelischen Adels.

engagieren sich in der Denkmalpflege, vor allem beim Erhalt der von ihren Vorfahren gestifteten Kirchen und deren Grablegern. Einzelne nutzen die sich nun bietenden Möglichkeiten und kehren nach Schlesien und in die Oberlausitz zurück.

Viele Schlösser und Herrenhäuser wurden in den letzten Jahren wiederhergestellt und restauriert. Die jetzigen Eigentümer, ob in Deutschland oder in Polen, suchen nach neuen Konzepten der Nutzung und beziehen sich dabei auf die Vergangenheit der Gebäude. Schlösser werden zu Anziehungspunkten des Tourismus und zu regionalen Identifikationsmerkmalen. Adelsgeschichte erlangt neue Aktualität.

Markus Bauer

Dr. Markus Bauer ist Direktor des Schlesischen Museums zu Görlitz (→ S. 56/57). Weitere Informationen zu den Ausstellungen finden Sie auf Seite 58 und unter www.adelinschlesien.de

MIT FEDER UND PINSEL IN DEN KRIEG



»*Inter arma silent musae* – Zwischen den Waffen schweigen die Musen.« Die Erfahrung hat diese lateinische Weisheit unzählige Male bestätigt und ebenso unzählige Male widerlegt. Der Erste Weltkrieg liefert viele Beispiele dafür, wie sich Journalisten, Künstler und Schriftsteller zwar nicht mit Waffen, aber mit den ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln am Krieg beteiligt haben – einige freiwillig und in patriotischer Begeisterung, andere wiederum, um das »kleinere Übel« zu wählen, häufig dabei bereit zu Kompromissen, die später bereut oder heruntergespielt werden sollten. Kunst

und Literatur – das war Kriegsführung mit anderen Mitteln. Eine Flut an Literatur und populärer Publizistik begleitete die Kriegshandlungen. Im sogenannten Kriegspressequartier der k. u. k. Armee wurde ein ganzer Apparat installiert, der Propaganda auf einem hohen Niveau betreiben sollte. Hier wirkten unter anderem Stefan Zweig, Rainer Maria Rilke, Hugo von Hofmannsthal und Franz Werfel. Aber der Krieg blieb auch nicht ohne scharfe Kritiker. Karl Kraus war wohl der prominenteste von ihnen. Zu den Kriegsgegnern zählten ferner die Karikaturisten, die mit spitzer Feder den Krieg und seine Mannen dem Spott und der Ironie aussetzten.

Musen an die Front!, eine Wanderausstellung des Adalbert-Stifter-Vereins, widmet sich diesem Thema und wird 2014 an mehreren Orten zu sehen sein (→ S. 58).

Jozo Džambo

Dr. Jozo Džambo ist wissenschaftlicher Mitarbeiter beim Adalbert-Stifter-Verein in München (→ S. 56/57). Dort kann für 10 € (zzgl. Porto) eine zweibändige Begleitpublikation zur Ausstellung bestellt werden.

◀ Titelgrafik der Ausstellung unter Verwendung einer vom Kriegspressequartier der Ukrainischen Legion herausgegebenen Postkarte



NEUE SICHT AUF DEN DEUTSCHEN ORDEN

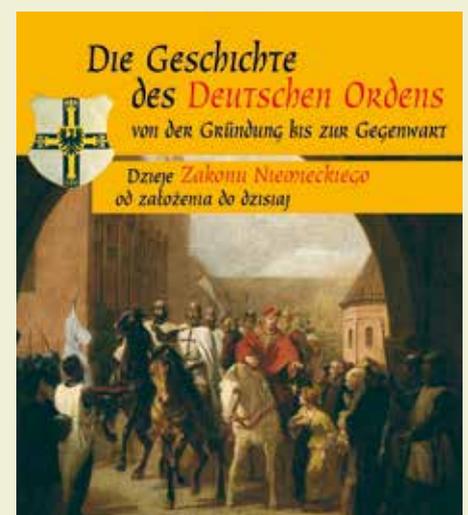
Vor über 700 Jahren zog der aus Franken stammende Hochmeister des Deutschen Ordens, Siegfried von Feuchtwangen, auf die neu erbaute Marienburg südöstlich von Danzig (poln. Gdańsk). Den Hauptsitz des Ordens hatte er von Venedig hierhin verlegt und schuf damit die Grundlage für die Blütezeit des Deutschen Ordens in Preußen. Die Marienburg stieg zur glanzvollen Residenz auf und wurde zu einer der größten Burganlagen in Europa ausgebaut. Nach den Zerstörungen im Zweiten Weltkrieg wurde sie von polnischer Seite rekonstruiert und ist seit 1996 UNESCO-Welterbe.

Eine im Kulturzentrum Ostpreußen in Ellingen/Bay. erarbeitete Ausstellung sollte die engen Beziehungen zwischen Franken und dem mittelalterlichen Preußenland deutlich machen, aber auch den Blick auf die

weitere historische Entwicklung lenken. Die Baugeschichte der Marienburg, das Alltagsleben und die Kultur der Zeit wurden ebenfalls durch informative Texte, zahlreiche Abbildungen und Karten beleuchtet. Wertvolle Leihgaben aus Museen und Archiven sowie von Privatpersonen bereicherten die Ausstellung.

Schon bald regten polnische Kollegen und Freunde die Erarbeitung einer zweisprachigen Version an. Diesem Wunsch wurde gern entsprochen. Seit 2010 ist die Wanderausstellung *Die Geschichte des Deutschen Ordens von der Gründung bis zur Gegenwart* in elf polnischen Museen mit großem Erfolg gezeigt worden.

Dank der Druckkostenübernahme durch den Förderverein Kulturzentrum Ostpreußen Ellingen e. V. konnte jetzt auch ein reich bebildeter



deutsch-polnischer Begleitband zur Ausstellung vorgelegt werden.

Wolfgang Freyberg

Wolfgang Freyberg ist Direktor des Kulturzentrums Ostpreußen (→ S. 56/57). Dort kann der Begleitband zum Preis von 9 € (zzgl. Porto und Verpackung) bestellt werden.

DIE VIELZAHL DER PERSPEKTIVEN



»Liebesgaben vom Kriegsfürsorgeamt in Aussig«: Foto vom 7. 11. 1914

Im Sommer und Herbst 1914 waren Mentalitäten, Stimmungen und Erwartungen in verschiedenen Regionen Mittel- und Osteuropas in Hinblick auf den Krieg völlig unterschiedlich, etwa in Siebenbürgen, Kongresspolen oder in Lettland. Auch der Alltag unter Kriegsbedingungen sah jeweils anders aus. Diese Vielgestaltigkeit der Perspektiven wird in schriftlichen Verarbeitungen des Kriegsbeginns deutlich, wie man sie bei Literaten wie Józef Wittlin und Stefan Zweig oder in

kirchlichen Blättern der deutschsprachigen Minderheit in Siebenbürgen und Rumänien finden kann.

Auch die Medien reagierten auf die »größte Schlacht der Weltgeschichte«: Der Krieg als *news* in Wort und Bild wurde in österreichischen, russischen und polnischen Medien aus je eigener Sicht dargestellt. In der Erinnerung und Erinnerungspolitik – in Schulbüchern, historischen Deutungen und im gesellschaftlichen Bewusstsein – zeigt sich bis heute, dass der Erste Weltkrieg und seine Opfer in Polen, Russland, der Ukraine oder in Rumänien anders wahrgenommen wurden und werden. Die Vielfalt der europäischen Sichtweisen stellt die internationale Tagung *Die ersten Monate des Großen Krieges in Mittel- und Osteuropa* in den Mittelpunkt, die vom Europäischen Netzwerk Erinnerung und Solidarität (Warschau/Warszawa, www.enrs.eu) und dem Institut für Kultur und Geschichte der Deutschen in Nordosteuropa/Nordost-Institut (Lüneburg) sowie in Kooperation mit Partnern aus dem In- und Ausland vom 26. bis 28. März 2014 in Berlin veranstaltet wird.

Maria Luft

Maria Luft ist Mitarbeiterin des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa in Oldenburg (→ S. 56/57).

REISE DURCH 800 JAHRE GESCHICHTE

Auf 1 500 Quadratmetern wird im tschechischen Aussig/Ústí nad Labem künftig die Geschichte der deutschsprachigen Bewohner Böhmens, Mährens und Schlesiens erzählt. In einem aufwendig sanierten Schulgebäude aus dem 19. Jahrhundert im Zentrum der nordböhmischen Stadt werden die nicht nur von Konflikten, sondern auch von gegenseitiger Inspiration geprägten Beziehungen zwischen Deutschen und Tschechen dokumentiert. Wissenschaftlich begleitet wird das Projekt durch tschechische und deutsche Experten, eine Zusammenarbeit mit dem in München geplanten Sudetendeutschen Museum ist vereinbart.

Die Ausstellungsräume in der Nachbarschaft zum Stadtmuseum in Aussig sind renoviert, die Exponate sind beisammen, das Konzept für die Dauerausstellung steht. Der letzte Schritt ist der Aufbau der Ausstellungsarchitektur. Offen ist noch, wann die Eröffnung stattfinden kann, da die Finanzierung der Ausstellung noch nicht in allen Details geklärt ist.

Gestartet war das Projekt als eine Initiative der Stadt Ústí, die Regie hatte das Collegium

Bohemicum übernommen, das heute in vielfältiger Weise für den grenzüberschreitenden Austausch arbeitet. Außer der Stadt Ústí hatten die EU sowie der Deutsch-Tschechische Zukunftsfonds Gelder zur Verfügung gestellt. Inzwischen will sich auch der tschechische Staat beteiligen, allerdings ist offen, ob alle Zusagen eingehalten werden. Die Kooperation verschiedener öffentlicher Geldgeber ist in Tschechien selten.

Beim Rundgang durch die künftige Ausstellung wird der Besucher die Wahl haben, entweder eine chronologische Reise durch etwa 800 Jahre Geschichte zu unternehmen oder selbst zu bestimmen, welche Epochen er durchwandert. Adressaten sind sowohl tschechische Besucher als auch Gäste aus den deutschsprachigen Ländern.

Ralf Pasch

Ralf Pasch ist Buchautor und freier Journalist beim Journalistenbüro Kassel.

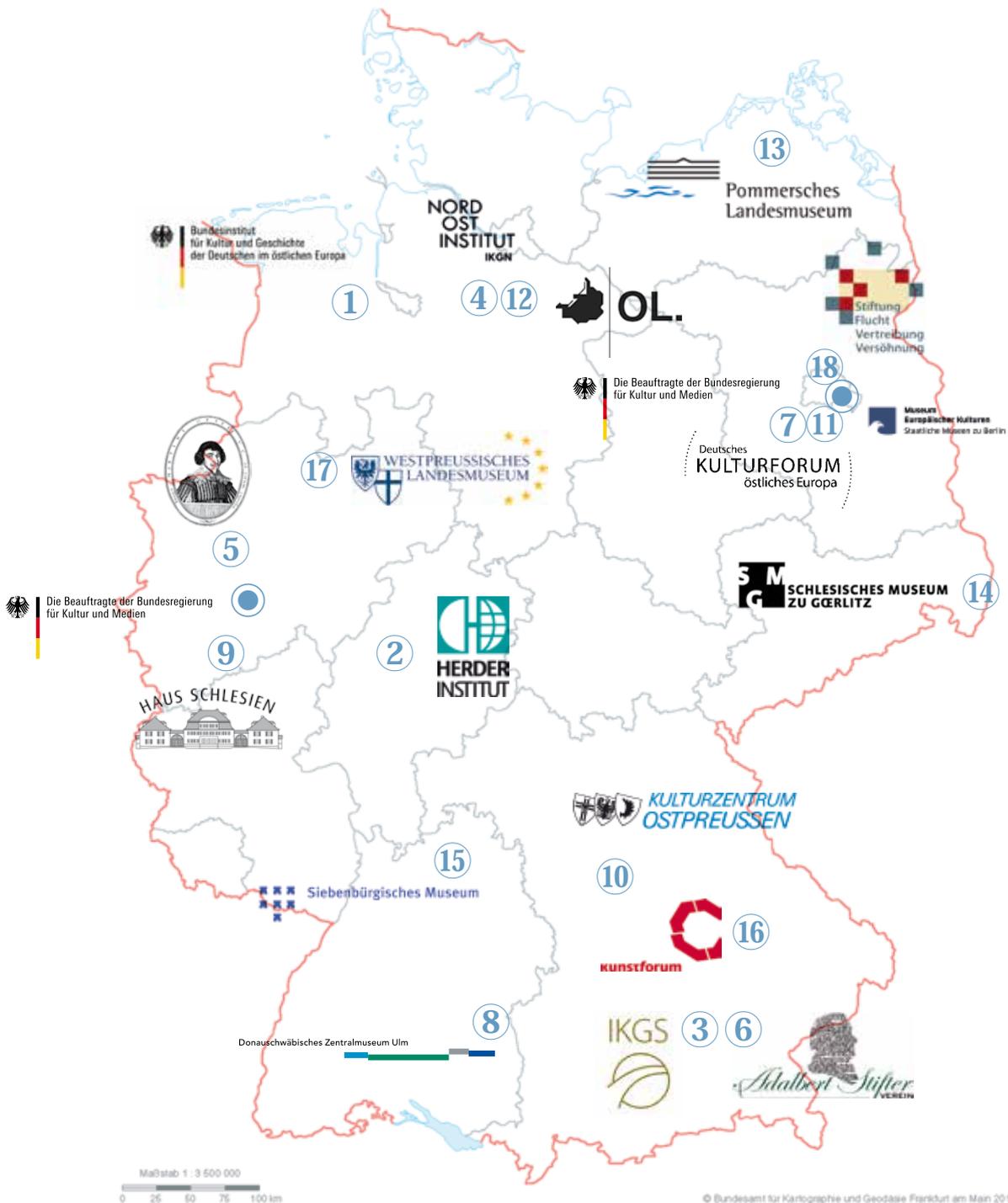


Eines der Exponate des künftigen Museums ist diese Flasche eines beliebten Produkts aus Karlsbad/Karlovy Vary. Foto: Collegium Bohemicum

EIN THEMA MIT VIELEN FACETTEN

Institutionen in der Kulturförderung nach § 96 Bundesvertriebenengesetz

Mit der Zeitschrift **BLICKWECHSEL** möchten wir Ihnen die Vielfalt des deutschen Kulturerbes im östlichen Europa näherbringen. Für ihre Beiträge danken wir den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern zahlreicher Museen, Kultur- und Wissenschaftseinrichtungen, die sich diesem Thema widmen und von der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien nach § 96 des Bundesvertriebenengesetzes (BVFG) gefördert werden.



● **Die Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien**

Prof. Dr. Monika Grütters, MdB
Platz der Republik 1 • D-11011 Berlin
Referate K 44 und K 45 (Kultur und
Geschichte der Deutschen im östlichen
Europa)
Graurheindorfer Straße 198
D-53117 Bonn
K44@bkm.bund.de • K45@bkm.bund.de

Bundesinstitut

① **Bundesinstitut für Kultur und
Geschichte der Deutschen im östlichen
Europa (BKGE)**

Johann-Justus-Weg 147 a
D-26127 Oldenburg
Telefon: +49 (0)441 96195-0
www.bkge.de
bkge@bkge.uni-oldenburg.de

**Forschungseinrichtungen und
Bibliotheken**

② **Herder-Institut für historische
Ostmitteleuropaforschung –**
Institut der Leibniz-Gemeinschaft
Gisonenweg 5-7 • D-35037 Marburg/Lahn
Telefon: +49 (0)6421 184-0
www.herder-institut.de
mail@herder-institut.de

③ **Institut für deutsche Kultur und
Geschichte Südosteuropas e. V. (IKGS)**
an der Ludwig-Maximilians-Universität
München
Halskestraße 15 • D-81379 München
Telefon: +49 (0)89 780609-0
www.ikgs.de • ikgs@ikgs.de

④ **Institut für Kultur und Geschichte
der Deutschen in Nordosteuropa e. V.
(IKGN)/Nordost-Institut**
an der Universität Hamburg
Conventstraße 1 • D-21335 Lüneburg
Telefon: + 49 (0)4131 40059-0
www.ikgn.de • sekretariat@ikgn.de

⑤ **Stiftung Martin-Opitz-Bibliothek**
Berliner Platz 5 • D-44623 Herne
Telefon: +49 (0)2323 162805
www.martin-opitz-bibliothek.de
information.mob@herne.de

Einrichtungen der Kulturvermittlung

⑥ **Adalbert Stifter Verein e. V.***
Hochstraße 8 • D-81669 München
Telefon: +49 (0)89 622716-30
www.stifterverein.de
sekretariat@stifterverein.de



⑦ **Deutsches Kulturforum
östliches Europa e. V.**
Berliner Straße 135 | Haus K1
D-14467 Potsdam
Telefon: +49 (0)331 20098-0
www.kulturforum.info
deutsches@kulturforum.info



Museen

⑧ **Donauschwäbisches
Zentralmuseum***
Schillerstraße 1 • D-89077 Ulm
Telefon: +49 (0)731 96254-0
www.dzm-museum.de
info@dzm-museum.de

⑨ **Haus Schlesien**
Dollendorfer Straße 412
D-53639 Königswinter-Heisterbacherrott
Telefon: +49 (0)2244 886-0
www.hausschlesien.de
kultur@hausschlesien.de



⑩ **Kulturzentrum Ostpreußen**
Schloßstraße 9
D-91792 Ellingen/Bayern
Telefon: +49 (0)9141 8644-0
www.kulturzentrum-ostpreussen.de
info@kulturzentrum-ostpreussen.de



⑪ **Museum Europäischer Kulturen**
Staatliche Museen zu Berlin
Preußischer Kulturbesitz
Koordinierung Ostmittel- und
Südosteuropa
Im Winkel 8 • D-14195 Berlin
Telefon: +49 (0)30 2664 26813
www.smb.museum/mek
b.wild@smb.spk-berlin.de



⑫ **Ostpreussisches Landesmuseum***
Ritterstraße 10
D-21335 Lüneburg
Telefon: +49 (0)4131 75995-0
www.ostpreussisches-landesmuseum.de
info@ol-ig.de



⑬ **Pommersches Landesmuseum***
Rakower Straße 9 • D-17489 Greifswald
Telefon: +49 (0)3834 8312-0
www.pommersches-landesmuseum.de
info@pommersches-landesmuseum.de

⑭ **Schlesisches Museum zu Görlitz***
Schönhof, Brüderstraße 8
D-02826 Görlitz
Tel.: +49 (0)35 81 8791-0
www.schlesisches-museum.de
kontakt@schlesisches-museum.de

⑮ **Siebenbürgisches Museum**
Schloss Horneck
D-74831 Gundelsheim/Neckar
Telefon: +49 (0)6269 90621
www.siebenbuergisches-museum.de
info@siebenbuergisches-museum.de

⑯ **Stiftung Kunstforum
Ostdeutsche Galerie**
Dr.-Johann-Maier-Straße 5
D-93049 Regensburg
Telefon +49 (0)941 29714-0
www.kunstforum.net
info@kog-regensburg.de

⑰ **Westpreussisches Landesmuseum***
Franziskanerkloster
Klosterstraße 21 • D-48231 Warendorf
Telefon: +49 (0)2581 92777-0
www.westpreussisches-landesmuseum.de
westpreussisches-museum@t-online.de

**Stiftung Flucht, Vertreibung,
Versöhnung**

⑱ **Stiftung Flucht, Vertreibung,
Versöhnung**
Mauerstraße 83/84 • D-10117 Berlin
Telefon: +49 (0)30 2062998-0
www.sfvv.de • info@sfvv.de

(* = Einrichtung mit Kulturreferent/in.
Kulturreferenten entwickeln mit eigenen
Förderetats Projekte der kulturellen
Bildung und sind Ansprechpartner der
Heimatvertriebenen.)

TERMINKALENDER

14. November 2013 bis 24. April 2014

»Alles brannte!«: Jüdisches Leben und seine Zerstörung in den preußischen Provinzen Hannover und Ostpreußen • Ausstellung • [Ostpreußisches Landesmuseum, Lüneburg](#)

Januar bis Juni 2014

Der Deutsche Orden in Franken und im Preußenland • Kabinettausstellung im Rahmen des Themenjahrs *Der Deutsche Orden im Fränkischen Seenland* • [Kulturzentrum Ostpreußen, Ellingen/Bayern](#)

Seit dem 29. Januar 2014

www.europeana1914-1918.eu, das neue Themenportal zum Ersten Weltkrieg der europäischen digitalen Bibliothek Europeana, ist online. Nationalbibliotheken aus acht Ländern haben unter Führung der Staatsbibliothek Berlin mehr als 500 000 Quellen aus der Zeit des Ersten Weltkriegs digitalisiert.

Frühjahr 2014

Feierliche Wiedereröffnung des Westpreußischen Landesmuseums am neuen Standort im ehemaligen Franziskanerkloster Warendorf

26. bis 28. März 2014

Die ersten Monate des großen Krieges in Mittel- und Ostmitteleuropa. Mentalitäten, Stimmungen und Erfahrungen im Sommer und Herbst 1914 • Konferenz

Veranstalter: Europäisches Netzwerk Erinnerung und Solidarität und das Nordost-Institut/IKGN e. V. in Zusammenarbeit mit dem Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa und weiteren Partnern aus Lettland, Rumänien, Ungarn und Polen

27. März, 19 Uhr: Wartesaal Europa. Literarische Zeugnisse zum Beginn des Ersten Weltkriegs • Szenische Lesung in Kooperation mit dem Deutschen Kulturforum östliches Europa und dem Aufbau Verlag (öffentliche Veranstaltung).

[Botschaft von Rumänien, Berlin](#)

12. April 2014 bis 6. Juli 2014

Gert Fabritius: An meinen Reihen musst du gehen ... • Ausstellung • [Siebenbürgisches Museum, Gundelsheim](#)

Mai bis Juli 2014

Der Große Krieg 1914–1918: Historische Deutungen eines europäischen Ereignisses. Vortragsreihe mit Wolfram Pyta (27. Mai), Natalie Stegmann (3. Juni), Frank Golczewski (24. Juni), Christoph Mick (3. Juli) und Gerhard Hirschfeld (10. Juli) • [Nordost-Institut/IKGN e.V., Lüneburg](#)

23. Mai bis 9. November 2014

Adel in Schlesien. Ausstellungsprojekt mit folgenden Einzelausstellungen:

• Ritter der Freiheit, Hüter des Rechts. Adel in Schlesien im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit. [Kupfermuseum in Liegnitz \(Muzeum Miedzi w Legnicy\)](#)

• Beharren im Wandel. Der Adel Schlesiens und der Oberlausitz seit dem 18. Jahrhundert. [Kulturhistorisches Museum Görlitz und Schinesisches Museum zu Görlitz](#)

• Mutter des Hirschberger Tales. Friederike Gräfin von Reden und ihr Wirken.

[Universitätsmuseum in Breslau \(Muzeum Uniwersytetu Wrocławskiego\)](#)

20. Mai: Präsentation der Ausstellungen, in Kooperation mit dem Deutschen Kulturforum östliches Europa

[Sächsische Landesvertretung in Berlin](#)

6. Juni bis 7. September 2014

Heimat? Osteuropa in der zeitgenössischen Fotografie • Ausstellung • Eröffnung am 5. Juni 2014, 19 Uhr • [Kunstforum Ostdeutsche Galerie, Regensburg](#)

12. Juni (Eröffnung) bis 31. Juli 2014

Kaiser Franz Joseph und Franz Ferdinand. Fotografien von Rudolf Bruner-Dvořák aus der Sammlung Pavel Scheufler • Ausstellung • Veranstalter: Kulturreferent für die böhmischen Länder im Adalbert Stifter Verein • [Kulturforum im Sudetendeutschen Haus, München](#)

17. Juni 2014, 15 bis 20 Uhr

Der vergessene Krieg. Krieg, Flucht, Deportation in Ostpreußen und im östlichen Europa • Symposium • Kooperationsveranstaltung des Ostpreußischen Landesmuseums, des Nordost-Instituts/IKGN e. V. und der Stiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung • [Ostpreußisches Landesmuseum, Lüneburg](#)

Juli bis Dezember 2014

Auf den Spuren des Deutschen Ordens in Deutschland und Europa. Gemälde von Reinhard Bergmann • Kabinettausstellung im Rahmen des Themenjahrs *Der Deutsche Orden im Fränkischen Seenland* • [Kulturzentrum Ostpreußen, Ellingen/Bayern](#)

18. Juli 2014 bis ca. 30. September 2014

»Musen an die Front!« Schriftsteller und Künstler im Dienst der k. u. k. Kriegspropaganda 1914–1918 • Wanderausstellung des Adalbert-Stifter-Vereins München • Eröffnungsvortrag am 18. Juli 2014, 19 Uhr und weitere Begleitveranstaltungen [Berching/Oberpfalz, Ulrich-Dürner-Saal der Benediktinerabtei Plankstetten](#)

1. August bis 19. Oktober 2014

Grüße aus dem großen Krieg. 100 illustrierte Feldpostkarten von László Moholy-Nagy • Eröffnung am 31. Juli 2014 • [Donauschwäbisches Zentralmuseum, Ulm](#)

31. August bis 23. November 2014

Der Kreisauer Kreis im Widerstand gegen den Nationalsozialismus • Sonderausstellung • Eröffnung am 31. August 2014 um 15 Uhr im Eichendorffsaal • [HAUS SCHLESSEN, Königswinter-Heisterbacherrott](#)

11. September bis 23. Oktober 2014

Leben und Wirken von Johannes Bugenhagen • Ausstellung • Eröffnungsvortrag am 11. September 2014, 19 Uhr • [Martin-Opitz-Bibliothek Herne](#), in Kooperation mit der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Norddeutschland und dem Evangelischen Kirchenkreis Herne

27. September 2014 bis 11. Januar 2015

Oskar Kokoschka und die Prager Kulturszene • Ausstellung • Eröffnung am 26. September 2014 um 19 Uhr • [Kunstforum Ostdeutsche Galerie, Regensburg](#)

28. Oktober bis 12. Dezember 2014

»Musen an die Front!« Schriftsteller und Künstler im Dienst der k. u. k. Kriegspropaganda 1914–1918. Wanderausstellung des Adalbert-Stifter-Vereins München, in Kooperation mit dem Deutschen Kulturforum östliches Europa • 28. Oktober: Eröffnungsvortrag von Jozo Džambo

4. November: Wartesaal Europa. Literarische Zeugnisse zum Beginn des Ersten Weltkriegs • Szenische Lesung [Goethe-Institut Dresden \(im Rahmen der Tschechisch-Deutschen Kulturtage\)](#)

7. November 2014 bis 12. April 2015

Gyula das Tauschkind. Kindheit und Jugend bei den Donauschwaben • Ausstellung • Eröffnung am 6. November 2014 • [Donauschwäbisches Zentralmuseum, Ulm](#)

29. März bis 28. Juni 2015

Zwei Männer – ein Meer. Pechstein und Schmidt-Rottluff an der Ostsee • Sonderausstellung • [Pommersches Landesmuseum, Greifswald](#)

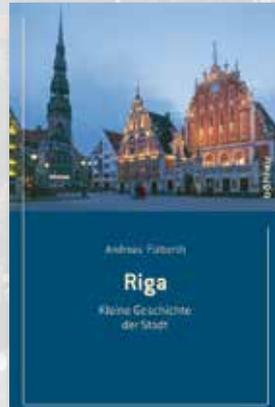
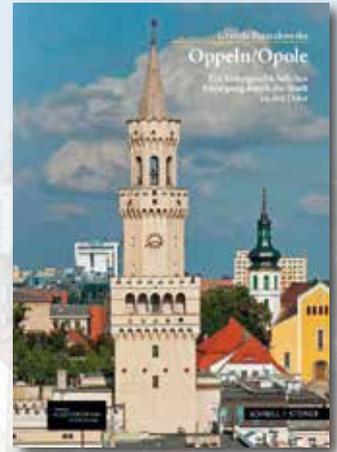
Hier präsentieren wir Ihnen nur eine Auswahl aus dem Programm der genannten Institutionen und können nicht alle Kooperationspartner erwähnen. Detaillierte und aktuelle Informationen finden Sie auf den Websites der Veranstalter (→ S. 56/57) sowie unter www.kulturforum.info.



Urszula Zajązkowska
Oppeln/Opole
Ein kunstgeschichtlicher Rundgang
durch die Stadt an der Oder

48 S., gebunden
ISBN 978-3-7954-2592-0
€ 9,95

Deutsches Kulturforum
östliches Europa, Potsdam
in Kooperation mit dem Verlag
Schnell & Steiner, Regensburg 2013



Andreas Fülberth
Riga
Kleine Geschichte der Stadt

308 S., franz. Broschur
ISBN 978-3-412-22165-2
€ 22,90

Böhlau Verlag,
Köln, Weimar, Wien 2014

Oppeln/Opole. Ein kunstgeschichtlicher Rundgang durch die Stadt an der Oder von Urszula Zajązkowska wird am 15. März 2014 um 16 Uhr auf der Leipziger Buchmesse, Café Europa, Halle 4, Stand E401 präsentiert. Das Foto im Hintergrund zeigt einen Blick auf die nördliche Häuserzeile des Rings und die Kathedrale von Oppeln. © Süddeutsche Zeitung

Impressum

Herausgeber: Deutsches Kulturforum östliches Europa e. V.
Berliner Straße 135, Haus K1
D-14467 Potsdam
www.kulturforum.info
deutsches@kulturforum.info
© 2014. Alle Rechte vorbehalten.

Diese Publikation wurde gefördert von der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien aufgrund eines Beschlusses des Deutschen Bundestages.

Das Deutsche Kulturforum östliches Europa e. V. dankt allen Institutionen und Privatpersonen für die erteilten Reproduktionsgenehmigungen und die freundliche Unterstützung bei der Realisierung dieser Zeitschrift. Die Abbildungen haben die beitragenden Institutionen zur Verfügung gestellt, externe Bildgeber und Rechteinhaber wurden in den Bildunterschriften vermerkt. Personen und Institutionen, die darüber hinausgehende Rechte an den verwendeten Bildern beanspruchen, werden gebeten, sich nachträglich mit dem Deutschen Kulturforum östliches Europa e. V. in Verbindung zu setzen.

Redaktion: Dr. Vera Schneider

V. i. S. d. P.: Dr. Harald Roth

Die namentlich gekennzeichneten Beiträge geben die Meinung der Autorin/des Autors wieder, nicht die Meinung der Redaktion oder des Herausgebers.

Gestaltung und Satz: Hana Kathrin Stockhausen und Anna Dejewski, Potsdam

Druck und Bindung: Flyeralarm Würzburg

Das Journal *Blickwechsel* erscheint einmal im Jahr beim Deutschen Kulturforum östliches Europa e. V. Es kann bei allen hier mit Beiträgen vertretenen und nach § 96 BVerfGE geförderten Einrichtungen sowie beim Deutschen Kulturforum östliches Europa e. V. bezogen werden.

ISSN 2195-9439



Deutsches

KULTURFORUM
östliches Europa

Das Kulturforum wird gefördert von der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien aufgrund eines Beschlusses des Deutschen Bundestages.

ISSN 2195-9439

Deutsches Kulturforum östliches Europa
Berliner Straße 135, Haus K1 | 14467 Potsdam

www.kulturforum.info
deutsches@kulturforum.info

Tel. +49(0)331 20098-0
Fax +49(0)331 20098-50

BLICK WECHSEL

Zeitenwende 1914

Das östliche Europa zwischen Fin de siècle und Weltenbrand

Orte

Das Schachbrett Europas:
Was vor dem Ersten Welt-
krieg in den böhmischen
Bädern gespielt wurde

Menschen

Niederlagen und Siege
im Banat: Wie Richard
Wagner den Ersten Welt-
krieg gewann

Werke

Auf der Suche nach sich
selbst in fremden Texten:
Von der schönen Mühsal
des Übersetzens

Szene

Beharren im Wandel:
Museen in Deutschland
und Polen widmen sich
dem Adel in Schlesien

Prager
Tagblatt.

Morgen-Ausgabe.
Bücherei, 19. Juli 1914.

Der Krieg mit Serbien.

91. 336. 37erendgabe. C. v. H. 1014. 1014.

Königsberger Sportliche Zeitung.

Der Weltkrieg.

Zwölf Stunden Frift für Rußland zum Rückzug.